

Markus Rodenberg

Gelebte Räume
Behelfsheimen für Ausgebombte in Franken

Bad Windsheim 2020

Impressum

Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim | Band 90
herausgegeben im Auftrag des Bezirks Mittelfranken von Herbert May

Eingereicht als Dissertation im Fach Europäische Ethnologie / Volkskunde
an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt | 2020

Abbildungen auf dem Umschlag

Vorderseite | Massives Doppel-Behelfsheim in Rehdorf (Lkr. Fürth), 1950er Jahre.

Foto: Privatbestand Günther Schneider

Rückseite | Hölzerne Einfach-Behelfsheime mit Pultdächern, links in Rehdorf
(Lkr. Fürth) und rechts in Steinach a. d. Ens (Lkr. Neustadt a. d. Aisch - Bad Windsheim),
1950er Jahre. Fotos: Privatbestände Günther Schneider und Maria Kröger

Gestaltung | Medienservice Winter & Schlöpp GmbH, Bad Windsheim

Lektorat | Katja Böger, Simon Kotter

Druck | Druckerei & Verlag Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen

© Verlag Fränkisches Freilandmuseum in Bad Windsheim 2020

Eisweiherweg 1, 91438 Bad Windsheim

Tel. 09841 6680 0 | Fax 09841 6680 99

info@freilandmuseum.de | www.freilandmuseum.de

ISBN 978-3-946457-13-8

Printed in Germany 2020

Zusammenfassung Abstract	9
Vorwort des Herausgebers des Verfassers	II
1 Einführung	19
1.1 Fragestellungen, Materialzugänge, Grundbegriffe	21
1.2 Quellen und Methoden	26
1.3 Forschungsstand	34
2 Häuser wahrnehmen, denken, leben: Raumtheoretische Perspektiven für die Hausforschung	45
2.1 Historische Hausforschung: Ein Forschungsfeld ohne theoretischen Anschluss?	46
2.2 Abkehr vom Behälter: Das relationale Raumverständnis	53
2.3 Das dreidimensionale Haus: Henri Lefebvre und der Raum als soziales Produkt	58
2.4 Blickwinkel: Weitere theoretische Ansätze zur Analyse räumlicher Phänomene	69
2.5 Hausbau prägt Gesellschaft: Der Raum in Architekturtheorie und -soziologie	78
2.6 Hausforschung und (Raum-)Theorie: Neue Perspektiven für ein altes Forschungsfeld?	80
3 Kleinsiedlung und Fertighaus: Bezugspunkte des gedachten Raums ‚Behelfsheim‘	94
3.1 Politische Aufgabe und Architekturvision: Eigenheim und Kleinsiedlung im frühen 20. Jahrhundert	94
3.2 Zurück zur Scholle: Kleinsiedlungspolitik im National- sozialismus	100
3.3 Räume ohne Umsetzung: Planungen für den Wiederaufbau nach dem erwarteten ‚Endsieg‘	106
3.4 Rationalisiert, normiert, typisiert: Der industrielle Hausbau	109
4 Gedachte Räume: Das Deutsche Wohnungshilfswerk und das Konzept der Behelfsheime	116
4.1 Raumzerstörung: Luftkrieg und Evakuierung	117
4.2 Raumhoheit: Konzepte zum Bau von Notunterkünften für Ausgebombte	120

4.3	Raumdefinition: Das Behelfsheim des Deutschen Wohnungshilfswerks	131
4.4	Spielraum: Ideale, Vorschriften und Organisation des Behelfsheimbaus	137
4.5	Raumdynamik: Abweichung und Typisierung im DWH-Programm.....	156
5	Wahrgenommene Räume:	
	Organisation und Praxis des Behelfsheimbaus in Franken	167
5.1	Große Ambitionen, großer Druck: Organisation und Vermittlung des Behelfsheimprogramms in der Region Franken	168
5.2	Enttäuschend oder beeindruckend? Der Behelfsheimbau in Zahlen	176
5.3	Wenig Platz für wenig Haus: Das Einfügen der Behelfsheime in bestehende räumliche Ordnungssysteme	191
5.4	Mangelverwaltung mit Polizeieinsatz: Produktion und Bezug von Baumaterialien	203
5.5	Problemverlagerung: Behelfsheim-Bausätze und Einrichtungen nach Norm	208
5.6	Kapazitäten: Arbeitskräfte zwischen Engagement und Zwang ...	210
5.7	Ergebnisse: Behelfsheime in der Wahrnehmung von Behörden und Bewohnern	215
6	Gelebte Räume:	
	Fallstudien zu Behelfsheimen in Franken	239
6.1	Die Bauweise macht den Unterschied: Siedlungen der Stadt Nürnberg in Reichelsdorf und am Reichelsdorfer Keller	240
6.2	Gewachsene Strukturen: Siedlung in Burgbernheim	253
6.3	Das Verschwinden des ‚Behelfs‘: Siedlung in Zirndorf	265
6.4	Räumliche Spannungen: Siedlung in Rehdorf	272
6.5	Baulich und sozial eingebettet: Fertig-Behelfsheime in Steinach a. d. Ens	283
6.6	Behelfsheim verschwunden, Bewohner geblieben: Kleine Siedlung in Kalchreuth	290
6.7	50 Jahre bewohnt und fast unverändert: Einzelbehelfsheim in Ottenhofen	295
6.8	Trotz DWH zum Kleinhaus erweitert: Einzelbehelfsheim in Birnbaum	306
6.9	In jeder Hinsicht mittendrin: Einzelbehelfsheim in Gutenstetten	309

6.10	Weitere Beispiele von Behelfsheimen in der Sekundärliteratur ..	315
6.11	Gelebter Raum ist in der kleinsten Hütte: Die Fallstudien im Vergleich	322
7	Vielfalt und Ausbau:	
	Behelfsheime nach 1945	339
7.1	Flüchtlinge und Vertriebene als neue Bewohner im Behelfsheim	339
7.2	Ausbaupotential: Veränderungen an bewohnten Behelfsheimen	343
7.3	Gartenhäuser, Betriebs- und Abstellräume: Beispiele für Umnutzungen	350
7.4	Formal Behelfsheim, tatsächlich nie bewohnt	354
7.5	Verantwortung: Der rechtliche Status der Behelfsheime nach Kriegsende	356
7.6	Begriffsübertragung: Nach 1945 errichtete „Behelfsheime“	358
7.7	Vom Behelfsheim zum Einfamilienhaus: Ausblick auf die Entwicklung des Eigenheimbaus nach 1945	362
8	Synthese:	
	Der soziale Raum ‚Behelfsheim‘	375
9	Schluss	388
Anhang		391
	Interviews	391
	Archivalien	393
	Gedruckte Quellen	395
	Literatur	397
	Online-Artikel	422
	Abkürzungen	423

[deutsch] Um auf die Zerstörung von Wohnraum durch den Luftkrieg zu reagieren, initiierte das nationalsozialistische Regime im September 1943 das Deutsche Wohnungshilfswerk (DWH). Im Zentrum des DWH-Programms stand der Bau von Behelfsheimen, d. h. auf das Allernötigste reduzierten Kleinsthäusern mit einem Innenmaß von 4,1 x 5,1 Metern, die als Einfach- oder Doppelgebäude errichtet wurden und über einen Garten zur Selbstversorgung verfügten. Ihr Konzept entstand im Rückgriff auf den Kleinsiedlungsbau der 1920er und 1930er Jahre und griff zugleich Ideologeme des NS-Siedlungsbaus auf. Kommunen, Betriebe und Privatleute konnten als Bauherren auftreten; als Material kam alles in Frage, was verfügbar war. Große Hoffnungen setzte man in die Vorfertigung ganzer Gebäude in Fabriken und Handwerksbetrieben, was zeitgenössischen Bestrebungen der Bauindustrie zur Rationalisierung und Normierung entsprach. Das herkömmliche Baugenehmigungsverfahren setzte zugunsten eines Baukartensystems mit Bezugsscheinen aus. Nach Kriegsende sollten die Gebäude wieder verschwinden.

In der Praxis wurde der Behelfsheimbau durch den kriegsbedingten Mangel an Kapazitäten aller Art ausgebremst: Es fehlte an Arbeitskräften, Baustoffen und Transportmöglichkeiten. Letztlich blieb das DWH-Programm weit hinter den Erwartungen seiner Verantwortlichen zurück, doch entstanden im gesamten Deutschen Reich zehntausende dieser kleinen Häuser als Einzelgebäude oder in Siedlungsverbänden. Da sie einen privaten Rückzugsort und Entwicklungspotential boten, nahmen sie unter den Notunterkünften eine Sonderstellung ein und waren entsprechend begehrt; nach den Ausgebombten lebten oftmals Flüchtlinge und Vertriebene in den Behelfsheimen. Manche Bewohner bauten sie aus und erweiterten sie schrittweise zu zeitgemäßen Eigenheimen, die bisweilen noch heute bewohnt sind.

Die Arbeit ist in der volkskundlichen bzw. historischen Hausforschung verortet, die sich in den letzten Jahren zunehmend mit Themen der jüngeren Baugeschichte befasst hat. Zum Behelfsheimbau liegen bislang lediglich einzelne lokale Fallstudien vor. Diese Arbeit entwickelt daher erstmals einen umfassenderen Blick auf das Thema unter Einbezug der wesentlichen Entwicklungslinien des modernen Wohnhausbaus, des politisch-ideologischen Hintergrunds des DWH-Programms, seiner Umsetzung in der Region Franken sowie mehrerer Beispiele von Siedlungen und Einzelgebäuden, bei denen ehemalige Bewohner befragt werden. Das Bauphänomen ‚Behelfsheim‘ wird in seiner gesamten Komplexität und Dynamik unter Gesichtspunkten relationaler Raumkonzepte analysiert, wobei der Schwerpunkt auf Henri Lefebvres Modell der drei Dimensionen des sozialen Raums liegt. Die Arbeit verfolgt somit auch das Ziel, erstmals erkenntnistheoretische Ansätze für die Hausforschung fruchtbar zu machen.

[english] The „Deutsche Wohnungshilfswerk“ (DWH), or „German housing charity“, was founded in 1943 by the national socialist regime to counteract the loss of housing caused by the allied bombing raids. The emphasis of the DWH-program was on the construction of so called „Behelfsheimen“, tiny houses with interior dimensions of 4.1 x 5.1 meters containing only the absolute essentials. They were erected as detached or semi-detached units and had a small plot of land for self-subsistence. This concept was based both on the smallholding settlement construction of the 1920s and 1930s and on the ideology of the national socialist housing policy. House owners were local authorities, firms or private individuals. Instead of the usual building permit procedure, a so called ‘Baukarte’ was issued by the local authorities. This contained coupons which could be exchanged for building materials and guaranteed the payment of a premium upon completion of the house. Anything suitable that happened to be available could be used as building material. It was widely hoped that the pre-fabrication of entire buildings in factories and workshops would bring important advantages. This method of construction was consistent with contemporary efforts to rationalize and standardize the building industry. The “Behelfsheime” were intended as a temporary solution for an acute problem and it was expected that they would disappear again as soon as possible after the war had ended.

In practice, the construction of such houses was slowed down by shortages in all sectors caused by the war. There was a lack of workers, building materials and transport. In the end, the DWH-program fell far behind the expectations of those responsible, nevertheless, in the German empire as a whole, tens of thousands of these small houses were built, either isolated or in small settlements. As they offered privacy and opportunities for further development they were much sought after and were a preferred option among the various kinds of emergency accommodation. The first occupants were those who had been bombed out of their own houses, but later they were often replaced by displaced persons and refugees. Many occupants improved and extended these dwellings gradually, turning them into modern houses sometimes still occupied at the present day.

This text is a contribution to the ethnological and historical study of houses, which, in the last few years, has concerned itself increasingly with recent architectural periods. Up to now, only a few, locally restricted studies exist dealing with the construction of “Behelfsheime”. This work presents for the first time an overview of the subject taking into account the development of modern house construction, the political and ideological background of the DWH and, in particular, its realization in Franconia. Several examples of isolated houses and settlements are presented where former occupants were asked about their daily life. The phenomenon ‘Behelfsheim’ is analyzed in all its complexity and dynamic from the point of view of relational concepts of space with emphasis on Henri Lefebvre’s three dimensional model of social space. So the text also aims, for the first time, to make use of epistemological methods in house research.

‚Behelfsheim‘ – diese Gebäudebezeichnung birgt einen Widerspruch in sich. ‚Heim‘ benennt einen Raum, der gegenüber einer nicht überschaubaren, potentiell bedrohlichen Außenwelt Schutz und Geborgenheit, Rückzug und Ruhe verspricht.¹ Er steht nur einem kleinen Personenkreis dauerhaft offen und suggeriert Stabilität und alltägliche Verlässlichkeit. Das ‚Behelf‘ dagegen erweckt den Anschein des Unfertigen und nicht Dauerhaften, des improvisierten Ersatzes für das gerade nicht Verfügbare. Mit dem Behelf sind Begrenzungen des Alltagslebens verbunden, Grundbedürfnisse wie Sicherheit und eine angenehme Distanz zu Angehörigen und anderen Mitmenschen können nur bedingt erfüllt werden.

Doch nicht nur der Begriff, das gesamte Bauphänomen ‚Behelfsheim‘ ist charakterisiert von Widersprüchen und Kontrasten. Die Gebäude entstanden zwischen 1943 und 1945, also in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs, im gesamten Deutschen Reich an den Stadträndern und im ländlichen Raum. Den ideologischen Rahmen stellte das vom nationalsozialistischen Regime initiierte Deutsche Wohnungshilfswerk (DWH), das sich die Schaffung von adäquaten Notunterkünften für ausgebombte ‚Volksgenossen‘ zur Aufgabe gemacht hatte und die Bezeichnung ‚Behelfsheim‘ prägte und etablierte. Mit viel Idealismus und begleitender Propaganda sollten die Behelfsheime als temporäre Provisorien errichtet werden, mal aus örtlich verfügbaren Materialien, mal mit Fertigteilen und Bausätzen aus der Fabrik – ein Programm, dem die nüchterne Wirklichkeit von Kriegsalltag, Mangelwirtschaft und allgegenwärtigem Zwang zur Improvisation gegenüberstand. Im Ergebnis boten die Gebäude enge, dürftige und nur rudimentär ausgestattete Wohnräume von gerade einmal 20 Quadratmetern, in denen obdachlos gewordene Familien immerhin für sich leben und vorerst aufatmen konnten.

Nach Kriegsende – für das Regime gleichbedeutend mit dem ‚Endsieg‘ – sollten die Behelfsheime baldmöglichst wieder verschwinden. Das taten sie aber nicht: Neben den Ausgebombten lebten später auch Flüchtlinge, Vertriebene und andere kriegsbetroffene Personengruppen mitunter noch viele Jahre bis Jahrzehnte in den kleinen Häusern, richteten sich ein, bauten sie aus und integrierten sich ins soziale Umfeld. Manche Behelfsheime entwickelten sich zu respektablen Einfamilienhäusern, andere wurden zu Gartenhäusern und Abstellschuppen umgenutzt. Aus Fremdkörpern, die von Fremden bewohnt wurden, entstanden Gebäude, die heute ohne Hinweise nicht mehr als einstige Notunterkünfte zu erkennen sind. Ihr Äußeres ist stark überformt oder unscheinbar, fast getarnt; ihr Entstehungskontext bedeutungslos geworden oder in Vergessenheit geraten.

Einen neuen Platz im öffentlichen Bewusstsein und im kollektiven Gedächtnis erhalten sie erst wieder durch ihre vereinzelte Musealisierung bzw. Inszenierung als bauliche Zeugnisse der Zeit- und Alltagsgeschichte, etwa transloziert in den Freilichtmuseen in Bad Windsheim [11-3], Kovern [664] und Illerbeuren [665] oder in situ² als Teil des Stadtmuseums in Warendorf [663].³



11 Abbau und Abtransport des Ottenhofener Behelfsheimes im Dezember 2015. Die Versetzung erfolgte in vier ganzen Wandteilen und zwei Teilen der Dachkonstruktion. Foto: Markus Rodenberg



12 Wiederaufbau des Ottenhofener Behelfsheimes im Fränkischen Freilandmuseum, Dezember 2016. Foto: Markus Rodenberg



13 Das Behelfsheim aus Ottenhofen im Fränkischen Freilandmuseum, kurz nach seiner Eröffnung im September 2016. Foto: Markus Rodenberg

1.1 Fragestellungen, Materialzugänge, Grundbegriffe

Die Studie verfolgt das Ziel, das Bauphänomen ‚Behelfsheim‘ in seiner gesamten räumlichen Komplexität und Dynamik zu erfassen und zu analysieren. Da es um Häuser und die darin gelebte Wohnpraxis geht, ist sie im Fachbereich der volkskundlichen bzw. historischen Hausforschung angesiedelt, die sich in den letzten Jahren besonders im Kontext der (frei-)licht-)musealen Forschung verstärkt mit jüngeren Bauphänomenen auseinandergesetzt hat.⁴ In der universitären Volkskunde (bzw. Europäische Ethnologie, Empirische Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie⁵) oder kulturwissenschaftlichen Nachbardisziplinen spielt sie dagegen keine wesentliche Rolle mehr, obgleich die Beschäftigung mit Häusern und Architektur jüngst wieder verstärkt eingefordert wird.⁶

Bislang hat die Hausforschung fast ausschließlich mit Kategorien gearbeitet, mit deren Hilfe eine analytische und interpretative Aufteilung der empirischen Befunde nach baulichen, funktionalen und sozialen Strukturen vorgenommen wurde. Bei der Erfassung der eingangs beschriebenen Dynamiken, Widersprüche und auch (Un-)Gleichzeitigkeiten reicht dies nicht mehr aus. Vielmehr sind Perspektiven zu entwickeln, die über chronologische, materielle oder rein bautypologische Ansätze hinausgehen. Zunächst ist zu untersuchen, wie und in welchem ideologischen Rahmen das Konzept ‚Behelfsheim‘ generiert und umgesetzt wurde und welche Verschiebungen sich dabei ergaben. Bei den fertigen Gebäuden sind Prozesse ihrer Deutung, Nutzung und Umnutzung im Alltag der Bewohner herauszuarbeiten, wobei gemeinsame Grundmuster gleichermaßen wie individuelle Entwicklungen zu berücksichtigen sind. Einen besonderen Aspekt bildet dabei die Frage, unter welchen Umständen die Behelfsheime ihren provisorischen, randständigen Charakter verloren und in umliegenden Siedlungs- und Sozialstrukturen aufgingen.

Da es sich bei Behelfsheimen wie auch bei Häusern allgemein in erster Linie um räumlich wahrnehmbare bzw. lesbare Phänomene handelt, liegt die Anknüpfung an Theorien und Modelle des relationalen Raums nahe, die den Raum als allein materiell gegebenen Faktor oder Kulisse überwinden.⁷ Im Mittelpunkt stehen die drei Dimensionen des sozialen Raums – der gedachte, wahrgenommene und gelebte Raum – nach Henri Lefebvre, die sich auch in der inhaltlichen Struktur der Studie niederschlagen. Ergänzend werden weitere Raummodelle angeführt und in die Auswertung einbezogen. Die Studie verfolgt somit einen holistischen Ansatz: Erkenntnistheoretisch fundiert, werden Konzepte des relationalen Raums am Beispiel der Behelfsheime angewandt und zugleich erstmals für die Hausforschung im Allgemeinen erschlossen.

Um ein dichtes Bild von Planung, Praxis und Folgen des Behelfsheimbaus zu zeichnen, erscheint der Fokus auf eine bestimmte Region zielführend. Da das Promotionsprojekt aus der Arbeit des Fränkischen Freilandmuseums heraus entstanden ist, ist eine Eingrenzung auf die Region Franken nahe-

liegend; bei den Fallstudien bilden das nördliche und das zentrale Mittelfranken den lokalen Rahmen. Weil es sich beim Behelfsheimbau um ein reichsweites Programm des DWH handelte, lassen sich die Ergebnisse der Untersuchung zumindest tendenziell auf andere Regionen übertragen. Den zeitlichen Rahmen legt die Gründung des DWH im September 1943 fest, wobei auch seine Vorgeschichte und frühere Initiativen zum Bau von Notunterkünften für Ausgebombte berücksichtigt werden. Bei der weiteren Geschichte der Behelfsheime liegt der Schwerpunkt auf der Zeit ihrer Funktion als Notunterkunft, d. h. in der Nachkriegszeit und in den 1950er Jahren. Prinzipiell ist das Ende jedoch offen, je nach Nutzungsdauer der Gebäude kann ihre Entwicklung bis zur Gegenwart relevant sein.

Aufbau der Arbeit und Materialzugänge

Um die Raumtheorie für die volkscundliche bzw. historische Hausforschung allgemein fruchtbar zu machen, werden zunächst der aktuelle Stand dieses Forschungszweigs, seine bisherigen theoretischen Ansätze und seine Hinwendung zum Hausbau der jüngeren Vergangenheit referiert. Es folgt eine allgemeine Einführung zum relationalen Raumverständnis, bevor Henri Lefebvres Modell der drei Dimensionen des sozialen Raums erläutert wird. Hier werden bereits Themen und Aspekte aus den Bereichen Haus und Wohnen eingeflochten, so auch bei den nachfolgend knapp skizzierten raumtheoretischen Ansätzen von Pierre Bourdieu (sozialer Raum), Anthony Giddens (Raum als Ort und Regionalisierung), Dieter Läßle (Matrix-Raum) und Michel Foucault (Heterotopie). Ein Exkurs ergänzt ausgewählte Positionen der Architekturtheorie und -soziologie. Zuletzt werden die Potentiale einer raumtheoretisch fundierten Hausforschung, insbesondere in Hinblick auf die Untersuchung von Notunterkünften, diskutiert.

Bevor das Behelfsheimprogramm selbst behandelt wird, ist seine architektonische und ideelle Vorgeschichte darzulegen, wobei der zeitliche Schwerpunkt auf der Phase zwischen den beiden Weltkriegen liegt. Die wichtigsten Bezugspunkte liefern die Entwicklung des Eigenheims und speziell die seiner Sonderform ‚Kleinsiedlung‘. Sie ist unter Berücksichtigung des Kontexts von Reformansätzen, sozialen Bauprogrammen, einem neuen Selbstverständnis des Architekturwesens und schließlich der konservativen bis agrarromantischen Siedlungskonzepte der Nationalsozialisten nachzuzeichnen. Parallel dazu gewannen Bestrebungen zur Rationalisierung und Normierung des Bauwesens bis hin zur serienmäßigen Produktion von Bauelementen und ganzen Häusern in der Fabrik zunehmend an Gewicht. Alle hieraus resultierenden Diskurse standen während des Zweiten Weltkriegs in verdichteter, ideologisch aufgeladener Form zur Debatte, als die Planungen für erste Notunterkünfte sowie für den Wiederaufbau nach Kriegsende in Angriff genommen wurden.

Der Hauptteil ist in drei Kapitel gegliedert, die das Raumphänomen Behelfsheim aus unterschiedlichen Perspektiven und auf der Grundlage

jeweils eigener Materialschwerpunkte erfassen. Der erste Teil widmet sich der Entstehung und Ausformulierung des Konzepts ‚Behelfsheim‘. Die Ausgangslage bilden die Zerstörungen des Luftkriegs, auf die man mit verschiedenen Initiativen zur Versorgung mit provisorischem Wohnraum reagierte. Im September 1943 wurde das DWH gegründet, dessen Behelfsheimprogramm fortan allgemeine Gültigkeit besaß. Auf der Grundlage zeitgenössischer Publikationen, vornehmlich des DWH selbst, wird herausgearbeitet, wie dieser Gebäudetyp definiert und ideologisch positioniert wurde, wie sein Bau idealerweise organisiert und ausgeführt werden sollte, welche Grenzen, Möglichkeiten und Instrumente zur Förderung bestanden und welche Eigendynamiken dabei erwünscht waren oder abgelehnt wurden. Anhand dieses konzeptionellen Blickwinkels ist zu prüfen, inwieweit die Behelfsheime als ‚gedachte Räume‘ im Sinne LeFebvres aufgefasst werden können.

Im zweiten Teil wird der Fokus von der reichsweiten auf die regionale Ebene gelenkt. Hier geht es um die konkrete Vermittlung und Umsetzung des DWH-Programms, wobei die Gaubehörden als dirigierende, die kommunalen Behörden als organisierende und die einzelnen Bauherren als ausführende Akteure auftreten. Dementsprechend bilden Archivalien aus regionalem und lokalem Kontext die wesentliche Quellenbasis dieses Kapitels. Die genannten Akteure bewegten sich in der Praxis zwischen Engagement, Zwang, bürokratisierter Mangelwirtschaft und Improvisation und gerieten dabei in Interessenkonflikte. Möglichkeiten und Grenzen des Behelfsheimbaus formierten ihn als ‚wahrgenommenen Raum‘ der alltäglichen Herausforderung, insbesondere bei der Wahl der Baustandorte sowie der Requirierung von Baumaterialien und Arbeitskräften. Zu zeigen ist die Diskrepanz zwischen den Ansprüchen des DWH, die auf regionaler Ebene durch eine eigene Öffentlichkeitsarbeit weitervermittelt wurden, und der Quantität und Qualität der baulichen Ergebnisse. Mit letzterer mussten sich auch die künftigen Bewohner auseinandersetzen, welche die Behelfsheime zum Mittelpunkt ihres Alltags machten und das Leben darin nach ihren Möglichkeiten und Bedürfnissen gestalteten. Ein spezieller Aspekt des Kapitels ist die Serienproduktion von Behelfsheimbausätzen und Einzelteilen in Fabriken und Handwerksbetrieben.

Das dritte Kapitel des Hauptteils ist auf lokaler Ebene angesiedelt und widmet sich zehn Fallstudien aus der Region Mittelfranken. Vorgestellt werden sechs Siedlungen unterschiedlicher Größe (Reichelsdorf und Reichelsdorfer Keller bei Nürnberg, Burgbernheim, Zirndorf, Rehdorf, Kalchreuth⁸) und drei einzeln stehende Behelfsheime (Ottenhofen, Birnbaum, Gutenstetten); das Beispiel Steinach a. d. Ens nimmt eine Zwischenstellung ein. Die Mehrheit der untersuchten Gebäude ist in mehr oder weniger aussagekräftiger Form und Zugänglichkeit aktuell noch vorhanden. Die wichtigste Quelle sind qualitative Interviews mit ehemaligen Bewohnern, ergänzt durch Archivalien sowie Fotografien und Unterlagen aus Privatbesitz. Die Fallstudien stehen bewusst für sich: Entstehungs-

kontexte der Siedlungen und Gebäude, die sie bewohnenden Einzelpersonen und Familien, die besitzrechtlichen Zusammenhänge und die sozialen Umfelder erzeugen in der Summe dichte, hochgradig individuelle Einblicke, die bei ihrer Ausdifferenzierung in eine themenbezogene Gliederung gravierend an Aussagekraft verlieren würden. Hinzu kommen die nur bedingt vergleichbaren Quellenlagen, die jeweils zu Beginn der Fallstudien kurz reflektiert werden. Doch gerade diese Inhomogenität ermöglicht es, die Bandbreite und Dynamik der Bewohnerbiografien und deren Auswirkungen auf die bauliche und sonstige Gestaltung des Lebensraums Behelfsheim – kurz: die Dimension des ‚gelebten Raums‘ – herauszuarbeiten. Ein Exkurs trägt weitere, deutschlandweite Fallbeispiele aus der verfügbaren Sekundärliteratur zusammen. Eine thematische Gliederung wird dann im abschließenden Vergleich vorgenommen, der sich am verwendeten Interview-Leitfaden orientiert.

Auf den inhaltlichen Hauptteil folgt ein zweites rahmendes Kapitel, das direkt an die Fallstudien anknüpft, die Entwicklung der Behelfsheimen nach 1945 noch einmal themen- und problemorientiert aufgreift und weitgehend auf Archivalien und weiteren Einzelbeispielen beruht. Ein gangs wird der historische Hintergrund von Flucht und Vertreibung kurz angeführt, da die betroffenen Personengruppen oft direkt nach den Ausgebombten in die Behelfsheimen einzogen. Die Bandbreite der baulichen Entwicklung der Behelfsheimen wird auf Grundlage der Auswertung von Bauanträgen typologisch erfasst. Zwei weitere Abschnitte widmen sich der Nutzung von Behelfsheimen nach der Aufgabe ihrer Wohnfunktion. Hierbei werden fünf Fälle aus dem Raum Mittelfranken einbezogen, darunter auch zwei Behelfsheimen, die nie bewohnt waren. Problematisch gestaltete sich die rechtliche Position der Gebäude innerhalb des neuen politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland (BRD) samt wieder aufgenommenem regulärem Baugenehmigungsverfahren. Der DWH-spezifische Begriff ‚Behelfsheim‘ fand indes Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch, weshalb sich seiner weiteren Verwendung ein eigener Abschnitt annimmt. Zuletzt wird die zu Beginn der Arbeit referierte Geschichte des Eigenheims, in der die Behelfsheimen zu kontextualisieren sind, fortgesetzt.

Behelfsheim, Kleinsiedlung, Eigenheim ...

Anmerkungen zur Begriffsverwendung

In der Arbeit werden einige Begriffe verwendet, die nahezu charakteristisch für die Bau- und Wohnungsgeschichte des 20. Jahrhunderts sind: Behelfsheim, Notunterkunft, Kleinhaus, Kleinsiedlung und Eigenheim. Sie überschneiden sich in zahlreichen Punkten, werden oft ohne nähere Eingrenzung und sogar synonym gebraucht. Hier soll versucht werden, sie klarer voneinander zu trennen. Die Beschreibungen sind weniger als feste Definitionen, mehr als Hinführungen zu verstehen; sie beruhen auf der intensiven Beschäftigung mit der Baugeschichte des 20. Jahrhunderts

und damit nur indirekt auf vorgegebenen architektonischen, technischen, soziologischen, juristischen oder anderweitigen Kategorien.

Der Terminus *Behelfsheim*⁹ ist an den Kontext des DWH gebunden, obgleich er nach Ende des Zweiten Weltkriegs auch allgemeiner für vergleichbare Gebäude verwendet wurde.¹⁰ Entsprechend der gängigen Bauformen werden Einfach- und Doppel-Behelfsheime unterschieden, sehr selten gab es Dreifach-Behelfsheime. Nicht zu verwechseln mit den Einfach-Behelfsheimen sind Einzelbehelfsheime; sie bezeichnen einzeln stehende Beispiele, die von kleineren Gebäudegruppen oder ganzen Behelfsheim-Siedlungen zu unterscheiden sind.

Behelfsheime zählen zu den *Notunterkünften*. Damit werden alle Bauphänomene bezeichnet, die ausdrücklich für Personen errichtet oder eingerichtet wurden, die bedingt durch den Krieg, seine Folgen oder andere Katastrophen und Schicksalsschläge Wohnung oder Haus verloren haben. Darunter fallen Kleinsthäuser (z. B. Behelfsheime, umgenutzte Gartenhäuser), Gebäude aus militärischem bzw. nicht-zivilem Kontext (Baracken, Lagergebäude, Nissenhütten), Wohnungen (in Dachgeschossen, Ställen, Nebengebäuden, durch räumliche Abtrennung), Provisorien (Erdlöcher, Höhlen, selbstgezimmerter Hütten) sowie mobile Unterkünfte (ausgebauete Wagen). Notunterkünfte sind folglich kein konstruktiv oder materiell klar abgrenzbarer Gebäudetyp, sondern vielmehr über den Kontext ihrer Entstehung und Nutzung zu definieren.¹¹

Auch außerhalb des Kontexts der Notunterkünfte gibt es *Kleinhäuser*. Im Vergleich mit den Standards gewöhnlicher Kleinsiedlerstellen und Eigenheime der 1930er bis 1960er Jahre handelt es sich um Gebäude, die im Erdgeschoss vier oder weniger Räume enthalten (inkl. Windfang bzw. Flur); ferner bei einer höheren Anzahl von Räumen eine Grundfläche von etwa 40-50 m² nicht überschreiten. Sie sind allenfalls teilweise unterkellert; das Dachgeschoss weist keine zweite Wohnung, sondern höchstens ein bis zwei weitere Wohnräume auf. Da das durchschnittliche Kleinhaus dem zeitgemäßen normalen Eigenheim in seiner Ausstattung ansonsten durchaus ähnelt und einen dauerhaften sowie ausbaufähigen Charakter hat, wird ergänzend die Bezeichnung *Kleinsthaus* verwendet. Ein Kleinsthaus weist nur einen bis maximal drei Wohnräume auf, die bauliche Ausführung ist nicht auf eine langfristige Bewohnbarkeit ausgelegt. Keller und ausgebaute Dachgeschosse fehlen. Kleine Gartenhäuser, wiederum Behelfsheime und im Prinzip auch Nissenhütten fallen in diese Kategorie.¹²

Eine *Kleinsiedlung* bzw. *Kleinsiedlerstelle* dagegen hat trotz begrifflicher Ähnlichkeit nichts mit einem kleinen Gebäude oder einer überschaubaren Gruppe von Häusern zu tun. Hierbei handelt es sich um ein Wohnhaus (auch als Doppelhaushälfte oder Reihenhaus angelegt), das sich vor allem durch sein auf landwirtschaftliche Nutzung bzw. Nebenerwerb ausgelegtes Umfeld vom reinen Wohn-Eigenheim unterscheidet. Kleinsiedlerstellen weisen große Grundstücksflächen (600 bis über 1000 m²) auf,

wobei auch externe Ackerflächen angepachtet sein können, und verfügen über ein Nebengebäude, das Stallungen (v. a. für Schweine, Hasen und Geflügel), Lager- und Abstellmöglichkeiten enthält. Besitzrechtlich können Kleinsiedlerstellen unter der Verwaltung einer Kommune oder Genossenschaft stehen, müssen also keine Eigenheime im Sinne von Privatbesitz darstellen. Da bei den Behelfsheimen nach DWH-Konzept ein Selbstversorgergarten vorgesehen ist, lassen sie sich als Minimalform von Kleinsiedlerstellen einordnen.

Bei *Eigenheimen* schließlich handelt es sich um Wohnhäuser von durchschnittlicher Größe in Privatbesitz. Ist dies noch nicht der Fall, läuft ein Baufinanzierungsverfahren, an dessen Ende der Privatbesitz steht. Ein Eigenheim umfasst üblicherweise höchstens zwei Geschosse, pro Ebene gibt es nur eine Wohnung. Im Ober- und Dachgeschoss befindet sich ggf. eine Mietwohnung; auch das gesamte Gebäude kann vermietet sein. Das Eigenheim muss nicht frei stehen, sondern kann als Doppel- oder Reihenhäuser mit anderen Gebäuden verbunden sein. Eine besondere Variante ist die beschriebene Kleinsiedlerstelle mit landwirtschaftlicher Selbstversorgung; ansonsten gehört zu Eigenheimen ein kleinerer Garten, der in geringerem Umfang zur Versorgung genutzt wird. Mögliche Nebengebäude sind Schuppen, ab den 1960er Jahren zunehmend Garagen.

6.5 Baulich und sozial eingebettet: Fertig-Behelfsheime in Steinach a. d. Ens

Die Situation in Steinach a. d. Ens (Gde. Gallmersgarten, Lkr. Neustadt a. d. Aisch – Bad Windsheim) nimmt in dieser Arbeit eine Zwischenstellung ein. Hier gab es ein massives Doppel- und vermutlich zehn hölzerne Einfach-Behelfsheime – also ungewöhnlich viele für so einen kleinen Ort. Zudem waren sie nicht zu einer Siedlung zusammengefasst, sondern im Dorf verteilt; lediglich an einer Stelle befand sich ein Ensemble von drei Gebäuden [6|35]. Dieser Fall ist sehr ungewöhnlich, da Behelfsheime sonst entweder als Siedlung oder als weit verstreute, zumeist am Dorfrand gelegene Einzelfälle auftraten. Die Situation in Steinach kann mit Hilfe zweier Interviews mit ehemaligen Bewohnerinnen⁶⁸ und einer Handvoll archivalischer Notizen im bereits vorgestellten Akt zum Behelfsheimbau im Altlandkreis Rothenburg o. d. Tauber erklärt werden.

Im November 1943 sah die Bauauflage aufgrund der geringen Größe des Dorfs nur zwei Behelfsheime für Steinach a. d. Ens vor.⁶⁹ Bis Januar 1944



6|35 Zwei hölzerne Fertig-Behelfsheime in Steinach a. d. Ens, davor Mitglieder der Familien Winkler und Zucker nebst Verwandtschaft sowie Nachbarkindern, um 1950. Rechts ist ein hölzerner Anbau zu erkennen, der den Abort enthielt. Quelle: Privatbesitz Maria Kroeger

stieg die Zahl der geforderten Gebäude auf zwölf⁷⁰, in einer Baustoffkalkulation war sogar von 14 Behelfsheimen die Rede.⁷¹ Ein Jahr später wurden tatsächlich zwölf fertige Behelfsheime verzeichnet, womit Steinach zum Spitzenreiter des gesamten Landkreises avancierte – vor Schillingsfürst (9), Windelsbach (6) und Hagenau (5).⁷² Wie war das möglich? Steinach lag und liegt noch heute günstig direkt an zwei Bahnli-

nien, die zwischen Rothenburg o. d. Tauber und Neustadt a. d. Aisch sowie zwischen Würzburg und Ansbach verlaufen, wodurch die Belieferung des Dorfs mit Fertig-Behelfsheimen aus der Fabrik möglich war. Ab Januar 1944 verschickte die Nürnberger Holzhandlung Gustav Bunta zehn hölzerne Einfach-Behelfsheime, gefertigt nach dem Reichseinheitstyp mit Pultdach, Sprossenfenstern und Klappläden, per Zug nach Steinach. Drei sollten nach Rothenburg weitertransportiert werden, je eins in die umliegenden Gemeinden Ohrenbach, Endsee und Habelsee.⁷³ Da sich nach den Angaben der ehemaligen Bewohnerin Anna Endreß, geb. Winkler (*1937), tatsächlich ungefähr zehn solcher Fertighäuser in Steinach befanden, liegt der Verdacht nahe, dass die anderen Orte nie beliefert wurden, vielleicht wegen fehlender Transportmittel, vielleicht wegen mangelndem Interesse. Aufgestellt wurden sie auf verschiedenen Anwesen im Ort; das genannte Dreier-Ensemble, wo auch die Familien der befragten Zeitzeuginnen unterkamen, befand sich am östlichen Dorfrand in unmittelbarer Nähe zum Bach Ens.

Die Zuteilung der Behelfsheime lief offenbar ungewöhnlich spontan ab: Anna Endreß' Mutter, wohnhaft mit drei kleinen Kindern im bereits von Luftangriffen und Fliegeralarmen betroffenen Nürnberg, schaute sich 1944 auf dem Land nach Ausweichmöglichkeiten um und wurde in Steinach fündig, wo sie den späteren Bezug eines Behelfsheimes unmittelbar und ohne Hürden aushandeln konnte. Das betreffende Haus war zu dieser Zeit noch nicht einmal aufgebaut, sondern lag in Einzelteilen auf der Wiese und diente Kindern als Rampe zum Rollschuhfahren. Nach seinem Aufbau konnte Familie Winkler ohne Umwege nach Steinach ziehen; Anna Endreß' ausgebombte Patentante bezog mit ihren Kindern das Nachbar-Behelfsheim.

Der Umzug ließ die Familie erst einmal aufatmen: Die ständigen Alarme waren vorbei, und die Lebensmittelsituation war auf dem Land besser als in der Stadt. Herausfordernd war der Alltag weiterhin, da die Familienväter fehlten: „[E]s war schlimm – die Frauen haben ja keine Männer gehabt, die waren ja allein! Meine Mutter und meine Patin, die waren [...] 32, [...] das waren ja junge Frauen mit kleinen Kindern.“ Auch dem Kriegsgeschehen waren sie noch nicht ganz entkommen, denn Steinach gehörte zu jenen Orten, die beim Anrücken der amerikanischen Truppen verteidigt und in der Folge stark beschädigt wurden. Anna Endreß sind diese Ereignisse gut im Gedächtnis geblieben, da die Behelfsheimsiedlung unmittelbar betroffen war. Ausgerechnet Notunterkünfte, die Kriegsbedrohten Schutz bieten sollten, mussten als Deckung erhalten: „Die deutschen Soldaten waren da, die waren auf der Wiese gelegen, die waren unter die Häuslein drunter [...] und in dem Häuslein war so ein großes Loch [Vorratsgrube – MR]. Ungefähr so groß, mit so einem Ring, das hat man aufmachen können, und da drunter hat man die Butter und die Milch hinuntergestellt [...] Und das hat meine Mutter aufgemacht und hat hinuntergeschrien: ‚Also, ihr seid doch keine deutschen Soldaten, ihr wisst doch, dass da Frauen hierin sind mit kleinen Kindern‘.“ Dem Bombenhagel in der Stadt entkommen, musste die Familie in Steinach doch noch das Sterben von Menschen, brennende Häuser und brennende Tiere miterleben.⁷⁴ Ein weiterer Schicksalsschlag war der Tod des gerade einmal 36 Jahre alten Vaters, der sechs Wochen nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft an den Folgen eines Hirnabszesses starb – eine baldige Rückkehr der Winklers ins zerstörte Nürnberg war damit ausgeschlossen. Die Patentante hingegen konnte Steinach recht bald wieder verlassen, da ihr Mann in Nürnberg Arbeit fand.

Während Familie Winkler quasi von Anfang an dabei war, kam die Familie von Maria Kröger, geb. Zucker (*1939), erst später nach Steinach [6|36]. Die Zuckers stammten aus dem böhmischen Oberliebich (Horní Libchava bei Česká Lípa) und wurden Anfang 1946 von dort vertrieben. Nach Zwischenstationen in Bad Windsheim und den unweit gelegenen Dörfern Rüdilsbronn und Habelsee bezogen sie 1947/48 eins der drei Behelfsheime, wohnten nun also in unmittelbarer Nachbarschaft zu Familie Winkler. Der Vater war nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft zwischen Marktbergel und Reichelshofen als Straßenwärter tätig, Steinach lag ungefähr in der Mitte der Strecke. Sie waren natürlich nicht die einzigen Vertriebenen im Dorf, viele Siebenbürger und Ungarndeutsche waren hier einquartiert. „[D]as Steinach war gestopft voll bis unter die Dächer“, erinnert sich Anna Endreß.



6|36 Familie Zucker vor ihrem Behelfsheim, 1949. Quelle: Privatbesitz Maria Kroeger

Die Holzbehelfsheime aus der Fabrik boten wie auch die massiven Beispiele den Komfort eigener vier Wände, man war froh, überhaupt eine Unterkunft zu haben – das war aber bereits der einzige wesentliche Vorteil. Die größten Schwierigkeiten bereitete das Hausklima, an das Frau Endreß sich gut erinnern kann: „Im Winter haben die Wände gegläntzt [vom Frost – MR], und im Sommer, da wärst du bald verzweifelt darinnen, so warm war es“. Das Dach verfügte über eine Art Dämmung, „das waren so Bretter, und zwischendrin war Glaswolle und das war also primitiv“ – und nach ein paar Jahren undicht. „Dann war da eine Schüssel gestanden, hat's getropft, dort war [noch] eine“, bis es eines Tages notdürftig mit Dachpappe abgedichtet wurde. Das war ein Ausnahmefall, denn die Bauern investierten nicht viel in die Behelfsheime – „[d]a hat keiner was gemacht [...]. Kein Mensch.“

Wegen des schlechten Zustands wechselte Familie Winkler nach wenigen Jahren in das etwas besser bestellte Nachbarhaus, aus dem gerade Frau Endreß' Patentante ausgezogen war und zu dem immerhin auch ein kleiner Garten gehörte. Die Furcht vor Feuer und Wasser blieb jedoch bestehen: Der nahegelegene Bach Ens konnte im Herbst zu einem beachtlichen Hochwasser anschwellen, so dass die Behelfsheime nur noch über provisorische Stege zu erreichen waren. Die Kinder fürchteten, dass die wie auf Stelzen stehenden Häuser eines Tages wegschwimmen könnten. Die Feuergefahr ging indes vor allem von den Petroleumlampen aus, bei deren Gebrauch größte Vorsicht geboten war. Strom und elektrisches Licht waren erst nach einigen Jahren verfügbar, fließend Wasser gab es nie. Für beide ehemaligen Bewohnerinnen ist das Wasserschleppen eine der lebendigsten Erinnerungen, die von Frau Endreß direkt bei Gesprächsbeginn und später noch einmal erwähnt wurde. Aus der heutigen komfortablen Wohnsituation heraus blickt sie amüsiert auf die Örtlichkeiten im angeschleppten Toilettenhäuschen zurück, die im Wesentlichen aus einem Gestell mit Eimer bestanden. Die Exkremente wurden auf der Wiese vor dem Haus entsorgt; froren sie im Winter ein, konnte sich im Laufe der Zeit einiges ansammeln, das dann bei Tauwetter seine volle Wirkung entfaltete.

Während Familie Zucker bereits Einrichtungsgegenstände aus ihren früheren Unterkünften mitbringen und für das Behelfsheim u. a. Stockbetten und einen Tisch auftreiben konnte, stand Familie Winkler zunächst vor leeren Räumen. Die Möbel aus der noch intakten Nürnberger Wohnung kamen nicht infrage – sie waren zu groß für das Behelfsheim, und Transportmöglichkeiten ergaben sich auch nicht. Um zumindest kleinere Dinge zu holen, lief die Mutter mit einem Rucksack nach Nürnberg und übernachtete unterwegs in Scheunen. Bahnfahren kam für sie nicht in Frage, nachdem sie einmal die Bombardierung eines Zuges miterlebt hatte. Der erste Tisch bestand aus einem Brett, das von Backsteinen gestützt wurde; später konnte man einen richtigen Tisch und ein paar Stühle organisieren. Im kleineren Raum standen zwei Betten, in denen jeweils zwei Personen schlafen mussten. Die Wände blieben nackt, Anstriche oder gar Tapeten gab es nicht.

Dass es im Laufe der Zeit zumindest ein bisschen behaglicher wurde, hängt u. a. mit den Gardinen zusammen, die auf einem Foto zu sehen sind. Sie wurden von einer älteren Schneiderin aus dem Dorf angefertigt, die auch sonst immer wieder Näh- und Flickarbeiten übernahm. Die Schneiderin besuchte Familie Winkler ausgesprochen gern im Behelfsheim, denn „[b]ei euch ist es so gemütlich“. Sicherlich ließ sich die beengte Wohnsituation leicht als gemütlich empfinden, wenn man nicht selbst in seinem regulären Alltagshandeln von ihr betroffen war. Gepflegt war das Gebäude in jedem Fall, darauf legte Mutter Winkler großen Wert: Vor allem gegen die vielen Mücken und ihre Hinterlassenschaften führte sie einen harten Kampf, und einmal im Jahr wurde das Behelfsheim ausgeräumt und mit Wurzelbürsten und Reiniger – „das war so ein scharfes Mittel“ – generalüberholt.

Geheizt und gekocht wurde mit der üblichen Ofen-Herd-Kombination, was zu einer der größeren Herausforderungen der Behelfsheimlebens führt: der Beschaffung von Holz. Maria Kröger beschreibt das beschwerliche und unergiebige Prozedere: „[D]ie Mama hat so einen Korb gehabt auf dem Rücken zum [Hinein-]Geben, und da sind wir in den Wald und da haben wir so kleine Holzstücke oder Zapfen, das hat man alles geklaubt, der Wald war immer wie ausgeleckt. Weil es sind ja viele gegangen von den Flüchtlingen und haben sich da Heizmaterial geholt.“ Den Zustand des Waldes bestätigt Anna Endreß. „„Schaut halt, ob ihr irgendwie ein paar Stöcklein findet‘, aber wir haben keine gefunden... wissen Sie, was wir gemacht haben? Die Bauern haben doch überall so Kleebock-Stänglein stehen, die haben wir uns gestohlen, wenn’s finster war, und dann haben wir sie im Häuslein drin, die Mama und ich haben [...] sie zersägt [lacht]. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hat sie im Winter eingeschürt!“ Eine verständliche Maßnahme angesichts von Mangel und Not, dennoch hat Frau Endreß noch heute ein schlechtes Gewissen.

Ähnlich schwierig gestaltete sich die Versorgung mit Lebensmitteln. „Zu essen haben wir nicht viel gehabt. Haben wir nicht, nein“, fasst Anna Endreß die Lage zusammen. Zu den Behelfsheimen gehörte eigentlich kein Garten, der kleine beim zweiten Haus der Familie Winkler war eher eine Ausnahme. Erst später stellte die Gemeinde für alle Evakuierten, Flüchtlinge und Vertriebenen ein Stück Acker außerhalb des Dorfs zur Verfügung, wo Gärten angelegt wurden. Manche hielten sich Hasen, so auch die Winklers, die dazu direkt am Haus einen kleinen Schuppen aufstellten. Zwar gab es im Dorf einen Laden, aber „da hast du dir das auch gar nicht leisten können damals“, obwohl ihre Mutter mit kleineren Jobs wie Zeitungsaustragen und Putzen im Schulhaus und im Burgberheimer Wildbad ein wenig Geld verdienen konnte. Ansonsten galt wie beim Holz das Prinzip ‚nehmen, was man kriegen kann‘. Man sammelte in Wald und Wiese Pilze, Kräuter und Obst, die man anschließend durch Trocknen konservierte. Das Pultdach der Behelfsheime nutzte man z. B. zum Trocknen von Pfefferminzblättern für Tee. Als Schulfrühstück mussten sich die Kinder bisweilen mit Fallobst begnügen.

Doch trotz dieser Umstände sah man sich gegenüber den Stadtbewohnern im Vorteil, insbesondere vor der Währungsreform, wie Frau Endreß ausführte: „[E]s hat ja bloß die Marken gegeben. Und unsere Mama hatte zum Beispiel immer gesagt: Siehst, jetzt bräuchte ich ein Ei. In Nürnberg täte ich mich anstellen – kriege ich eins, habe ich Glück, kriege ich keins... bei den Bauern muss ich betteln darum, denn das Geld war ja nichts mehr wert, also, hast du ja nichts gekriegt. Ne, alles was vom Papa da war, hat sie hergegeben für ein Löffelchen Schmalz, für ein wenig Milch“. Sehr großzügig waren die Bauern ohnehin nicht, obwohl sie es hätten sein können. Frau Endreß' beruft sich auf ihren ersten Mann, der aus einer Bauernfamilie stammt: „[D]er hat gesagt, es hätten keine Hunger leiden müssen. Es war genug da, weil die Bauern nämlich viel schwarz geschlachtet haben. Die haben schon was gehabt.“ Sie verweist außerdem darauf, dass Hamsterer aus den umliegenden Städten bei den Bauern Wertsachen gegen Lebensmittel eintauschten.

Das Verhältnis der Zugezogenen untereinander war sehr gut, auch deren Verhältnis zu den Alteingesessenen bzw. den Besitzern der Notunterkünfte war relativ entspannt – zwar hielt sich die Unterstützung in Grenzen, offene Konflikte bestanden aber nicht. Die Erwachsenen arrangierten sich mit der Situation, anfängliche Ressentiments lösten sich weitgehend auf. Gelegentlich prallten die Interessen aufeinander: Der Besitzer des kleinen Behelfsheimensembles wollte die Wiese weiterhin nutzen und machte sie kurzerhand zur Pferdekoppel. Dass die Tiere gelegentlich zum Fenster hereinschauten, war das geringere Problem. Schwerer wog der Umstand, dass es sich um junge, schwer zu bändigende Pferde handelte, die hin und wieder durchgingen und die Mütter in Sorge um das Wohl ihrer Kinder brachten. Mit den Pferden verschlimmerte sich zugleich das ohnehin vorhandene Fliegenproblem – Frau Endreß erinnert sich daran, dass ihre Mutter das Portrait des verstorbenen Vaters reinigen musste, weil es über und über mit Fliegenkot bedeckt war. Demgegenüber standen aber auch positive Erfahrungen. Frau Kröger ist noch heute gerührt, wenn sie an ihre Kommunion denkt: „[D]a habe ich von der Bäuerin, wo unser Behelfsheim gestanden ist, die hat mir einen Kuchen gebacken. Das war das schönste Kommunionsgeschenk, was ich gehabt habe. Einen Kuchen – das war ja ganz, ganz was Besonderes [lacht].“ Was für die Bauern sicher nicht mehr als eine nette Geste war, stellte für die Zugezogenen, die keine Unterstützung erwarteten, einen einmaligen Luxus dar.

Den Kindern fiel die Integration ohnehin leicht, sie kamen unterschiedslos gut miteinander aus. Soziale Differenzen bekamen sie eher in der Schule zu spüren, wenn Noten vergeben wurden oder das Pausenbrot der Einheimischen üppiger belegt oder überhaupt vorhanden war. Für Frau Endreß war auch das beengte Zuhause nicht weiter tragisch: „Wir sind ja vom Häuslein hinaus und dann waren wir in der Wiese! Als Kind hast du das vielleicht gar nicht so schlimm empfunden [...] Der Wald war da, wir waren ewig im Wald draußen – es war schon schön...“ Frau Kröger führt

diese relative Unbeschwertheit auch darauf zurück, dass man in diesem Alter ohnehin wenig Verständnis für die tragische Gesamtsituation hatte.

Familie Zucker blieb nur drei Jahre im Behelfsheim. Als der älteste Sohn, ein gelernter Maurer, 1949 aus der Gefangenschaft kam, wurde es endgültig zu eng: „fünf Personen, das ist schon ein bisschen viel gewesen. Und, mein Bruder wird halt gesagt haben: Du, wir packen das an, wir bauen jetzt da ein Häuslein hin, da haben wir eben das kleine Grundstück [...] gekriegt von der Gemeinde“. Es lag am westlichen Ortsrand und reichte aus, um 1950 ein kleines Wohnhaus zu errichten. „[E]s war halt dann eben doch gemauert, unterkellert, und es war unseres. Ist ganz was anderes“. Das Behelfsheim wurde derweil nicht aufgegeben: Die Familie erwarb es von dem Bauern und nahm es mit zum neuen Haus, wo es als Schuppen und Stall diente [6|37]. Ein Jahr später, 1951, zog auch Familie Winkler aus, nachdem sie sieben Jahre in den kleinen Holzhäusern verbracht hatte. Tochter Anna arbeitete inzwischen als Magd bei dem Bauern, dem die Behelfsheime gehörten.

Dieser stellte eine Wohnung im Dachgeschoss seines Hofhauses, in dem sich der Pferdestall befand, bereit. „[D]as war aber nicht primitiv [...] war ein richtig schönes großes Steinhaus, ja. Und da hat die Mama drei Zimmer, drei Räume gehabt – ein großes Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und ein kleines Zimmer“. Dort blieb die Familie weitere sieben Jahre, dann suchte Anna sich auf Anraten ihrer Mutter eine Arbeitsstelle in Nürnberg, worauf auch die Mutter wieder in ihre Heimatstadt zurückziehen konnte. Bei beiden Umzügen bildete die Tochter die ‚Vorhut‘. „Mich haben sie halt immer vorangeschoben“, sagt sie heute nicht ohne Amusement.

Wie bei keiner anderen Fallstudie zeigen sich im Fall Steinachs die Widersprüche, von denen das Leben der Kriegsoffer auf dem Land geprägt war. Die Bauern gönnten den Zugezogenen wenig, unterstützten sie kaum, verdächtigten sie schnell, behoben die Mängel der Behelfsheime nicht, obgleich sie deren Besitzer waren. Demgegenüber stehen positive Erfahrungen wie die hilfsbereite Schneiderein, die Bereitstellung der Wohnung über dem Pferdestall oder auch nur der Kuchen zur Kommunion. In jedem Fall standen Armut, Hunger und Enge der Ausgebombten und Flüchtlinge in unverschleiertem Kontrast zum relativen Wohlstand der Einheimischen. Für die Kinder war das alles kaum problematisch – jeder spielte mit jedem, das Landleben gewährte viele Freiheiten. Anna Endreß betonte mehrfach, sie habe trotz aller Einschränkungen und traumatischer Erlebnisse eine schöne Kindheit gehabt und bezeichnet Steinach als ihre Heimat. Als rüstige Rentnerin, die gerne Auto fährt, kehrt sie oft



6|37 Umgesetzt: Behelfsheim der Familie Zucker als Nebengebäude beim neuen Haus am Ortsrand von Steinach a. d. Ens. Quelle: Privatbesitz Maria Kroeger



6|38 Behelfsheim aus Steinach a. d. Ens auf einem Gartengrundstück südlich des Nachbardorfs Steinach bei Rothenburg, in den 1960er Jahren hierher versetzt. Im Oktober 2018 wurde es vom Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim abgebaut. Foto: Markus Rodenberg

an den Ort ihrer Kindheit und Jugend zurück – zusammen mit ihrem zweiten Ehemann, der bereits damals als Knecht am Hof der Behelfsheimbesitzer tätig war. Sie pflegt die Kontakte zu den Dorfbewohnern ebenso wie zu anderen Ausgebombten und Flüchtlingen aus Ungarn und Siebenbürgen, die u. a. in den Behelfsheimen gewohnt haben und sich noch heute einmal im Jahr in einem Nürnberger Café treffen. Die baulichen Strukturen im Ort hatten daran sicher ihren Anteil

– die gleichartigen Holzbehelfsheime generierten eine Identität von ‚Barackenbewohnern‘, standen aber nicht separiert, sondern so gut verteilt im Ort, dass keine Abschottung von irgendeiner Seite her möglich war. Auch Maria Kröger ist dem Dorf noch heute sehr verbunden. Obwohl sie seit vielen Jahren in Freilassing an der Grenze zu Österreich lebt, besucht sie regelmäßig Familien- und Kirchweihreffen in Steinach.

Die Behelfsheime verschwanden nach spätestens zehn bis zwanzig Jahren wieder, bereits um 1950 gab es erste Interessen seitens der Bewohner, die Häuser zu kaufen und beim Umzug mitzunehmen.⁷⁵ Lediglich eines ist nahezu unverändert vorhanden: Es wurde in den 1960er Jahren auf einem Gartengrundstück südlich des gleichnamigen Nachbardorfs Steinach bei Rothenburg in kaum verändertem Zustand wieder aufgebaut [6|38].⁷⁶ Im Oktober 2018 wurde es vom Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim eingelagert.

6.7 50 Jahre bewohnt und fast unverändert: Einzelbehelfsheim in Ottenhofen

Nach den Siedlungen sollen noch drei einzeln stehende Behelfsheime vorgestellt werden. Sehr ausführlich kann über das Beispiel aus Ottenhofen (Gemeinde Marktbergel, Lkr. Neustadt a. d. Aisch – Bad Windsheim) berichtet werden, das ins Fränkische Freilandmuseum Bad Windsheim versetzt wurde [6|42].⁸³ Während die Translozierung detaillierte Einblicke in die Bauweise erlaubt, fällt die sonstige Überlieferung eher dünn aus: Entsprechend des fehlenden offiziellen Baugenehmigungsverfahrens konnten Archivalien zum Gebäude bislang nicht ausfindig gemacht werden und sind vermutlich auch nicht (mehr) vorhanden. Im Gemeindearchiv von Marktbergel fand sich lediglich ein am 19. Juli 1946 ausgefülltes Meldeblatt, das die damalige Bewohnerin Margarete Hofmann erfasst und als Wohnort „Ottenhofen,



6|42 Das Behelfsheim am alten Standort in Ottenhofen, Juni 2013. Abgesehen von den Fenstern ist es nahezu unverändert erhalten geblieben. Foto: Markus Rodenberg

Behelfsheim“ angibt.⁸⁴ Auch die Marktbergeler Baufirma Zapf, die das Gebäude laut Inschrift errichtet hat, besitzt keine Unterlagen mehr. Umso bedeutender ist daher, dass die langjährige Bewohnerin Hannelore Hirth (*1941) sehr genau über das Leben im Behelfsheim und die Einrichtung des Gebäudes berichten kann. Ein Interview mit ihr und ihrem Ehemann Hans Hirth (*1938, †2015) sowie weitere Gespräche, die im Rahmen der musealen Erfassung des Hauses geführt wurden, sind Grundlage der folgenden Angaben. Ferner existiert ein Brief von Margarete Hofmann an ihre Mutter in Nürnberg.⁸⁵

Ein Einzelphänomen in Ottenhofen – Baubeschreibung und -geschichte

Das Gebäude wurde 1944 als Einfach-Behelfsheim mit einer Grundfläche von 5,5 x 4,7 m erbaut, die vom DWH vorgegebenen maximalen Innen-



6|43 Straßenseitiger Giebel mit den Inschriften „1944“ und „F. Hofmann“.
Foto: Markus Rodenberg

maße von 4,1 x 5,1 m wurden somit annähernd eingehalten. Bauherr war der ortsansässige Landwirt Friedrich Hofmann, ausführende oder zumindest maßgeblich beteiligte Firma war der Maurerbetrieb Zapf aus dem benachbarten Marktbergel, der noch heute als Unternehmen für Hoch- und Tiefbau existiert. Bauherr, Baujahr und Firma sind am südwestlichen Giebel und an der südöstlichen Traufwand in den Putz eingekratzt [6|43].⁸⁶ Von wem die Initiative zum Behelfsheimbau ausging, ist nicht bekannt. Zwei Erklärungen können angenommen werden: Einerseits kann es sich um einen vorsorglichen Bau für die in Nürnberg lebende Familie von



6|44 Blick in den Dachraum mit waagrecht aufgemauerten Bimshohlblöcken. Foto: Markus Rodenberg

Friedrich Hofmanns Bruder gehandelt haben, zumal zwischen den beiden Familien ein sehr gutes Verhältnis bestand. Andererseits kann das Behelfsheim auf Druck seitens der Behörden oder Parteiorganisationen entstanden sein. Möglicherweise hatte Friedrich Hofmann noch Materialien aus einem geplanten oder nicht abgeschlossenen Bauvorhaben übrig, was auch erklären würde, warum ausgerechnet er das offenbar einzige Behelfsheim in Ottenhofen gebaut hat.⁸⁷

Das Behelfsheim wurde am damaligen Ortsrand in einem Garten der Familie Hofmann errichtet; sie selbst wohnte zwei Straßen weiter. Es stand unmittelbar an der damals noch unbefestigten Straße. Der Garten wurde weiter von den

Grundbesitzern genutzt; Margarete Hofmann erhielt einen eigenen außerhalb des Ortes bei den späteren Flüchtlingsgärten, der allerdings mit „bestimmt nicht mehr wie zehn Quadratmeter[n]“⁸⁸ nicht sonderlich groß war – hier weicht das Behelfsheim deutlich von den an die Kleinsiedlung angelehnten Vorgaben des DWH ab.

Das Behelfsheim hat ungewöhnlicherweise nur kleine Veränderungen erfahren und ist sonst im originalen Zustand erhalten geblieben. Es handelt sich um einen eingeschossigen, massiven Satteldachbau, der innen nur einen Raum aufweist, der von einer dünnen Bretterwand in ein größeres und ein kleineres Zimmer aufgeteilt wird. Die Außenwände bestehen aus Bimshohlblocksteinen; im Bereich des Dachgeschosses sind sie liegend, d. h. mit den Hohlräumen in waagrechter, nicht in senkrechter Lage, aufgemauert – womöglich, um Material einsparen zu können [6|44]. Die Wände sind außen verputzt und, abgesehen vom rückseitigen Giebel, mit einem grünlichen Anstrich versehen, der somit den offiziellen Anforderungen an eine unauffällige Außengestaltung entspricht. Die innere Wandgestaltung fiel zunächst sehr sparsam aus: Die massiven Wände waren lediglich weiß gestrichen, bevor sie mit einem Walzendekor versehen wurden. Die Trennwand blieb zunächst unbehandelt und erhielt später einen Anstrich.

Das Gebäude ruht auf einem Streifenfundament, dazwischen wurde der Erdboden mit Holzdielen belegt, die man einige Jahre später wiederum mit einem Kunststoffbelag (Stragula oder Linoleum) bedeckte. Im hinteren Gebäudeteil befindet sich eine kleine, in den Boden eingelassene und mit einer Holzklappe verschlossene Vorratsgrube. In der Gebäudemitte, etwas in Richtung Nordgiebel versetzt, steht ein gemauerter Kamin, der die Dachhaut leicht asymmetrisch am First durchstößt. An den Kamin dockt auch die genannte raumtrennende Bretterwand an. Das Gebäude verfügt über zwei Fenster: eins an der südlichen Giebelseite neben dem Eingang für den vorderen, eins an der östlichen Traufseite für den hinteren Raum. Ursprünglich handelte es sich um Flügel Fenster mit Sprossen, die später durch einflügelige, sprossenlose Fenster ersetzt wurden. Bei der Tür zwischen Windfang und Wohnraum zeugt ein Detail von der damals vorherrschenden Materialknappheit: Die Oberteile der Türbänder sind aus Buchenholz und nicht wie üblich aus Metall gefertigt. Die Decke über dem Erdgeschoss besteht aus Holzbalken, an deren Unterseite Holzvolle-Leichtbauplatten und an deren Oberseite Holzdielen genagelt sind; die Zwischenräume waren mit Schlackensand aufgefüllt. Beim Dach handelt es sich um ein einfaches Sparrendach; die Sparrenpaare sind kurz unter dem First beidseitig mit aufgeschraubten Holzangen verspannt. Das Dach ist doppelt mit Biberschwanzziegeln gedeckt, eine für Behelfsheimen hochwertige, in Franken aber offenbar nicht unübliche Deckungsart.⁸⁹

Das Behelfsheim weist drei Anbauten auf. Vor den Eingang steht ein aus einem verbretterten Holzgerüst bestehender Windfang, der ja zum DWH-Standardprogramm gehörte, zumeist jedoch in Form eines kleinen



6|45 Bretterverschlag mit Holzsturz und
Kübel: der Abort. Foto: Markus Rodenberg

Raums im Hausinnern untergebracht war. Er weist ein sehr flaches, mit Blech gedecktes Satteldach und Reste eines grünen Anstrichs auf, wie sie auch auf Abort und Fensterläden zu finden sind⁹⁰; der Boden ist mit einfachen, quadratischen Steinplatten bedeckt. Die beiden Fenster im Windfang wurden wie auch jene im Haus ausgetauscht: Ursprünglich handelte es sich um einflügelige Fenster mit einer horizontalen Sprosse, später um solche ohne Sprosse. An der westlichen Traufseite befindet sich ein Abort mit schlichtem, verbrettertem Wandgerüst und einem Pultdach, das mit Blech gedeckt ist [6|45]. Der Trockenabort selbst ist erhalten geblieben, der zugehörige Behälter wurde auf dem Misthaufen der Ottenhofener Familie Hofmann oder direkt auf dem Feld entleert. Windfang und Abort entstanden zur Bauzeit, um 1980 erhielt das Gebäude am rückseitigen Giebel außerdem einen Geräteschuppen, ebenfalls ein verbretterter Holzgerüstbau, der jedoch zum benachbarten Garten gehört und der damaligen Bewohnerin des Gebäudes nicht zur Verfügung stand.

Schnell im Dorf angekommen – Bewohnergeschichte und Gebäudenutzung

Die Familie Hofmann lebte zunächst in der Waaggasse 9 in Nürnberg, wo Vater Georg – der Bruder des Bauherrn Friedrich Hofmann⁹¹ – eine Metzgerei betrieb. Mit seiner Frau Margarete hatte er drei Kinder: Hannelore (*28.1.1941), Robert (neun Jahre älter) und eine weitere Tochter (elf Jahre älter). Am 2. Januar 1945 wurde die Familie beim verheerendsten Luftangriff auf Nürnberg ausgebombt, der Vater kam dabei ums Leben. Zunächst lebten Frau und Kinder ab dem 4. Januar bei Bekannten in Fürth, ab dem 28. Januar im Behelfsheim in Ottenhofen [6|46-48]; die ältere Tochter blieb allerdings in Nürnberg. Die jüngere, Hannelore, kann sich an die Ereignisse während und nach dem Luftangriff nicht mehr erinnern: „Ich war damals, wie das passiert ist da in Nürnberg; ich war vorher ständig krank, Masern, Scharlach, Keuchhusten, alles was man als Kind haben hat können habe ich da alles gehabt [...] Und wie ich dann rausgekommen bin nach Ottenhofen, ich denke, ich war völlig verstört, weil ich eigentlich auch nichts mehr weiß [...] Und mein Vater war tot, kurz danach ist meine Großmutter und meine Tante auch beim Fliegerangriff umgekommen, ich denke, dass das für ein Kind schon happich [heftig – MR] ist, dass man dann da eigentlich nix mehr weiß“⁹².

Die Nürnberger Familie wohnte „gegen tätige Mithilfe, Wäsche waschen und ähnliche Sachen, wie’s halt damals üblich war“, im Behelfsheim, das weiterhin im Besitz von Friedrich Hofmann und dessen Nachkommen blieb. Dank ihrer Kenntnisse aus der Metzgerei konnte sie sich beim

Schlachten einbringen: „Und wenn geschlachtet worden ist, meine, dadurch dass meine Mutter ja ein wenig eine Ahnung gehabt hat [...] dann hat sie da auch immer geholfen“.

Der Kontakt zur Verwandtschaft war sehr herzlich, wie Margarete Hofmann im genannten Brief an ihre Mutter schreibt: „Die sind ja alle beide so rührend gut u[nd] besorgt zu uns.“⁴⁹³ Sie hatte außerdem den Vorteil, dass sie sich in Ottenhofen nach früheren Besuchen bereits gut auskannte und



6|46-47 Margarete Hofmann und ihre Tochter Hannelore vor und im Behelfsheim in Ottenhofen, Herbst 1955. Das Gebäude stand direkt an der noch unbefestigten Straße. Quelle: Privatbestand Hannelore Hirth

sich problemlos ins Dorfleben einbringen konnte. Sie arbeitete als Gemeindegeschreiberin und bezog eine Invalidenrente und etwas Waisengeld für ihre Kinder. Wegen ihren Arbeitszeiten war Tochter Hannelore „dann ein Schlüsselkind [...] Da war ein Kettchen um den Hals und da war der Schlüssel dran“, so dass sie auch ins Behelfsheim hineinkam, wenn niemand zu Hause war. Ansonsten übernahm Margarete Hofmann immer wieder kleine Aufträge zum Nähen (dank der bereits vor dem Luftangriff aufs Land gebrachten Nähmaschine) oder Stricken, was sie allerdings nicht gewerblich betrieb, sondern für den eigenen Bedarf und für andere arme Dorfbewohner. Auch ihre eigene Familie erhielt viel Unterstützung, manchmal zu viel. Hannelore Hirth erinnert sich noch lebhaft an die mit Kuchen gefüllten Kirchweihbündel, von denen die Familie mehr erhielt, als sie essen konnte – „vielleicht so mal so 10, 15 solche Dinger.“ Sie wurden im Waschkorb gesammelt und durch Trocknung im Backofen zu einer Art Zwieback verarbeitet.



6|48 Margarete Hofmann mit Enkelkind im Behelfsheim, um 1955. Quelle: Privatbestand Hannelore Hirth

Nicht nur die Verwandtschaft im Ort bescherte Margarete Hofmann und ihren Kindern eine günstige Ausgangslage, sie war sich auch der Vorzüge des Behelfsheims bewusst, wie ihre Tochter Hannelore Hirth verdeutlicht: „[...] meine Mutter hat immer gesagt: Gott sei Dank sind wir alleine“ – ein privater Rückzugsbereich in eigenen vier Wänden war in Ottenhofen eine Ausnahme und stand anderen Kriegsopfern nicht zur Verfügung. Das Dorf hatte zu dieser Zeit ca. 600 Einwohner; „'46, '47 war Ottenhofen rappellvoll“ mit Evakuierten, die sogar aus Berlin kamen, und Flüchtlingen: „Da war ja jedes Haus bis unters Dach belegt“, „die haben halt dann irgendwo am oberen Stockwerk irgendwie auch mal so Räume zugewiesen gekriegt“.

Dieser Vorteil ändert allerdings nichts daran, dass es im Behelfsheim eng zugeht. Beheizt wurde es mit einer weißen Herd-Ofen-Kombination; als später ein Gasanschluss das Aufstellen eines separaten Herdes ermöglichte, diente der Ofen nur noch zum Heizen und dürfte für das kleine Haus ausreichend gewesen sein. Hannelore Hirth kann sich nicht daran erinnern, dass in dem Haus schlechte klimatische Bedingungen geherrscht haben. „Nein, gefroren haben wir nicht. Also, das kann ich mir nicht denken. Früh war's natürlich kalt, aber meine Mutter ist sowieso, Mütter stehen ja früher auf und schüren dann an“. Brennholz lagerte in einer Art Scheune, die zum angrenzenden Garten der Ottenhofener Hofmanns gehörte. Das Holz für den täglichen Bedarf stapelte die Familie im Windfang, die später wieder verfügbaren Briketts befanden sich im Aborthäuschen.



6|49 Einrichtung des Behelfsheims aus Ottenhofen im Fränkischen Freilandmuseum. Originales Feldbett mit Matratze, ausziehbarer Spültisch, „Hochzeitschrank“ von Margarete und Georg Hofmann. Foto: Markus Rodenberg



6|50 Originale Nähmaschine, Waschwicker, Portrait von Georg Hofmann und der Ofen, der im Dachboden des Behelfsheims eingelagert war. Foto: Markus Rodenberg



6|51 Buffet aus dem Behelfsheim in Gutenstetten, Durchgang zum Schlafzimmer. Foto: Markus Rodenberg



6|52 Stockbett vom Reichsarbeitsdienst, Eisenbett und Spind von der Wehrmacht. Foto: Markus Rodenberg

Die sonstige Einrichtung des Behelfsheimes konnte weitgehend aus eigenem Besitz erfolgen. Bereits vor dem Bombenangriff hatte die Mutter Möbel aufs Land auslagern lassen: „Sie wissen sicher, dass damals dann alle Kunstwerke entweder in Kunstbunker gekommen sind oder eingebaut wurden und so weiter. Und genauso haben die Einwohner ihre besseren Sachen aufs Land verlagert. Meine Mutter hat daheim das Klavier weg, haben wir den Schrank weg vom Schlafzimmer, also von der Aussteuer her, und die Vitrine weg, die Nähmaschine weg, und Stoffe und alles was halt ein wenig so war. Das ist dann nach Rügland gekommen, weil da der Patensohn von meiner Mutter lebte. Und die Sachen haben wir dann später wieder gehabt“. Weitere Möbel und Gegenstände holte sich die Familie aus ihrem Gartenhaus bei Nürnberg, u. a. Besteck und einen Liegestuhl, oder erhielt sie von den Verwandten in Ottenhofen.

Der knappe Raum, den das Gebäude zu bieten hatte, wurde voll ausgenutzt – viel Platz blieb den Bewohnern nicht übrig [6|49-52]. Direkt hinter der Tür befand sich eine Kanne für Wasser (hier wurde später auch das Waschbecken installiert), darauf folgte ein Küchenbuffet, das aus dem Besitz von Hannelore Hirths Großmutter stammte. Dahinter stand eine kleine Kommode mit drei Schubladen, dann war der Durchgang zum zweiten Raum bereits erreicht. Auf der anderen Seite des Durchgangs befand sich die Ofen-Herd-Kombination (und später der Gasherd), am Kamin waren ausklappbare Holzstangen sowie eine Art Garderobenleiste mit Haken angebracht, an denen man Handtücher aufhängen konnte. In der Raumecke schräg gegenüber der Eingangstür befand sich die Nähmaschine, darüber hing ein Portrait des verstorbenen Vaters. An der nordwestlichen Außenwand stand der vor dem Luftangriff verlagerte, über zwei Meter breite Schrank; unter dem Fenster am Giebel ein Feldbett des amerikanischen

Militärs, das, mit alten Matratzen versehen, eine weitere Schlafgelegenheit bot. Davor standen in der Raummitte der Esstisch und zwei Stühle, welche die Familie gegen Bezugsscheine erhalten hatte. Ersterer „[w]ar aber sehr stabil“, wie Frau Hirth betont – offenbar erwartete man nicht allzu viel von Bezugsscheinmöbeln. Ein dritter Stuhl stammte aus Privatbesitz.

Der kleinere hintere Raum diente in erster Linie zum Schlafen. Hier standen ein Metallbett mit weißem Rahmen für die Mutter, ein selbstgeschreiertes, vielleicht ebenfalls vom Militär stammendes Stockbett für die Kinder, ein grauer Wehrmachtsspind, ein dunkles Buffet mit drei großen Schubladen und Glastüren-Aufsatz, ein Hocker, zwei kleine Holzregale sowie ein Wandbord zum Abstellen von Einweck- und Marmeladengläsern. Über dem Bett der Mutter hing ein Patendankbild mit dem zeittypischen Motiv des ‚anklopfenden guten Hirten‘⁹⁴. Unter diesem Raum befand sich auch die kleine, über eine mit Lederriemen versehene Holzklappe im Boden zu öffnende Grube. Sie wurde „notfalls benutzt, wenn man mal was kaltstellen wollte“, diente also nicht der dauerhaften Lagerung.

Auch den knappen Raum des Windfangs nutzte man voll aus. Neben dem erwähnten Brennholzstapel standen hier ein kleiner grüner Vorratschrank, den Robert Hofmann einmal vom Militärflugplatz im benachbarten Illesheim mitgebracht hatte und der fortan zur Aufbewahrung von Werkzeug und anderen Dingen diente, sowie zwei große Töpfe aus der Nürnberger Metzgerei für die Kochwäsche. Der Dachraum diente als Lagerplatz für Verschiedenes; manchmal spielten hier die Kinder mit einer Puppenstube oder einem Kinderwagen, die aus Nürnberg ausgelagert worden waren.

Im Außenbereich konnte nicht viel getan werden, es fehlte einfach der Platz. Am Giebel zur Straße stellte man lediglich eine kleine Bank auf, Steinplatten ermöglichten einen sauberen Zugang zum Abort. An der südlichen Traufseite gab es eine kleine Vorrichtung zum Aufhängen von Wäsche, hier durfte auch ein kleines Stück vom Nachbargrundstück mitbenutzt werden, „dass wir mal einen Liegestuhl hinstellen konnten“. Wie erwähnt, gehörte kein eigener Garten zu dem Haus, sondern lediglich ein kleiner Streifen am Ortsrand. Hannelore Hirth weiß in diesem Zusammenhang vom Speiseplan der damaligen Zeit zu berichten: „Ja, das war ja fast überlebenswichtig, dass man einen Garten gehabt hat... ich nehme an da ist alles angebaut worden, von die gelbe Rüben, vor allen Dingen Salat, ich hasse heute noch den grünen Salat, bei uns hat [es] dann (lacht) grünen Salat und Grießklöße [...] gegeben [...] Und Haferflockensuppe hat's gegeben. Teilweise war ja dann da noch die Schulspeisung, da hat meine Mutter dann auch gekocht, weil sie noch die großen Töpfe gehabt hat. Die sind im Keller unten, also in der Werkstatt von der Metzgerei nicht verbrannt. [...] Naja, da hat's dann auch immer so Nudelsuppen mit Hühnerzeug gegeben (lacht) [...] Gemüsesuppen und so ein Zeug hat's da dann gegeben. Die Sachen sind ja teilweise dann von den Amerikanern gekommen. Weil eben so viele Kinder, die haben ja nichts gehabt dann mehr“.

Insgesamt stellte die Familie keine großen Ansprüche an den Wohnkomfort und war mit der Wohnsituation soweit zufrieden. Margarete H. schrieb kurz nach dem Einzug an ihre Mutter: „Ich habe einen weißen Kohlenherd u. elektrisches Licht, so wäre es ganz schön, als Wochenende[haus] sogar ideal.“⁹⁵ Im selben Brief wird deutlich, wie sehr sich die Familie bereits wenige Wochen nach dem Trauma des Luftangriffs um Normalität bemühte, indem sie einen strukturierten Tagesablauf einhielt. „Ich habe zwar die Zeitung ummelden lassen, aber gekommen ist noch keine. Nachmittags gehen wir immer, wenn Robert zur Schule fährt, zur Tante. Da hören wir dann die neuesten Nachrichten. Da wird dann gestrickt, geflickt oder genäht. Wir bleiben da bis ungefähr 6 h, dann gehen wir wieder heim. Um ½ 7 h kommt dann Robert von der Schule. Um 7 h spätestens ½ 8 h geht Hanne ins Bett, dann ist es bei uns unheimlich ruhig. Ich habe dann immer einen langen Abend u. wenn ich aufs Sofa schau, dann mein ich immer unser Papa müsste draufliegen“ – wobei es sich bei dem ‚Sofa‘ um besagtes Feldbett mit Matratze handelt. Das Zubettgehen war auch für Tochter Hannelore ein Moment, in dem ihr der Verlust des Vaters bewusst wurde. Ihrem Alter entsprechend, verarbeitete sie ihn mit religiös konnotierter Hoffnung: „Der Papa ist doch bei den Englein u. da muß er arbeiten, weil doch die Englein unser Haus wieder Bauen. Wenn sie abends in ihr Bett geht, so sagt sie immer gute Nacht Papa schlaf gut.“ Hannelore fand bei ihrem Onkel am Hof Ablenkung von ihrem Schicksal, denn „da gibt es ja immer Neues zu bestaunen“.

Hannelore Hirth selbst bestätigt im Interview, dass der Tod des Vaters schwer auf der Familie lastete, es aber zumindest in materieller Hinsicht an nichts fehlte. „Wenn Sie nichts anderes kennen, vermissen Sie nichts. Meinen Vater habe ich vermisst, ja (lacht). [...] Klar hat man dann später mal Wünsche und sonst was gehabt, aber das war einfach nicht zu vermeiden. Nichts zu machen. War einfach so. [...] Aber da es im Grunde genommen jedem so gegangen, keiner hat übermäßig gehabt, da hat man sich halt damit arrangieren müssen“. Dabei half sicher auch das Gefühl, dass schon bald eine stetige Besserung der wirtschaftlichen Lage einsetzen würde: „[...] man hat dann ja auch wieder aweng was gekriegt für sei Geld, was ja dann vorher auch nicht möglich war. Und dann mit der Währungsreform, dann ist es schon besser geworden“.

Es reichte für eine allein erziehende Mutter allerdings langfristig nicht aus, um die beengte Wohnsituation zu beenden – während viele andere Ausgebombte schon bald nach Kriegsende wieder in ihre Städte zurückkehrten. Dies entspricht dem Befund Nicole Kramers, der zufolge v. a. Witwen und ältere Menschen Schwierigkeiten hatten, Rückkehr, Wiederaufbau und Neuanfang zu organisieren.⁹⁶ Hannelore Hirth erklärt, warum ein Wiedereinzug in das alte Nürnberger Haus nicht in Frage kam: „Das Haus ist provisorisch wieder ein wenig hergerichtet worden, da ist dann die Firma Liebermann rein, ein Samenhandel [...] Aber wie bringen Sie allein dann irgendwie was her, dass man irgendwie was neu anfan-

gen kann. Haus aufbauen, richtig aufbauen, war auch fast unmöglich. Sie müssen sich vorstellen, meine Mutter war ja in dem Sinn nicht berufstätig, logisch, ne, obwohl sie immer gearbeitet hat. Und mein Vater hat als Metzgergeselle und so weiter hat der schon seine Marken gepappt, Invalidenrente gezahlt [...], aber das hat natürlich nicht allzu viel Rente gegeben, weil er ja dann danach, wie sie das Haus gehabt und des alles gehabt haben, nichts mehr gezahlt hat. [...] Die hatten des Haus mit zwei Mietern drin und das Gartenhaus gehabt mit Auto gehabt, die hatten alles was sie brauchten. Die haben nie, nie jemand gedacht, dass man da irgendwie eine zusätzliche Versorgung brauchen würde. [...] Es ist dann erst anders geworden, das war dann 63, 64, da hat dann die Stadt Nürnberg diese Waaggasse praktisch weg und hat diese ganze Häuserzeile aufgekauft um die Straße zu verbreitern. Und da hat dann meine Mutter ein wenig Geld gekriegt und dann hat sie zusammen mit meinem Bruder in Eibach [Stadt Nürnberg] draußen so ein Doppelhaus gekauft“. Erst das Geld der Stadt und die abgeschlossene Ausbildung des Sohnes mit anschließender Existenzgründung ermöglichten den Auszug aus dem Behelfsheim – nach fast 20 Jahren.

Sohn Robert war bereits 1947 oder 1948 wieder nach Nürnberg zurückgegangen, wo er eine Metzgerlehre absolvierte. 1964 zog er mit seiner Mutter in das besagte Doppelhaus in Eibach, wo er eine Metzgerei betrieb; auch Hannelore wohnte hier vorübergehend. Sie besuchte indes ab 1955 eine Haushaltsschule für evakuierte Kinder auf der Nürnberger Burg. Darauf folgten ein Soziales Jahr in einem Krankenhaus in Gerabronn (Hohenlohe) und der Besuch einer Handelsschule, bevor sie 1958 den Dienst in der Windsheimer Raiffeisenbank aufnahm. Ab 1961 arbeitete sie in einem Nürnberger Handelsbetrieb für Büromaschinen, die Buchungsmaschinen für Bankfilialen vertrieb. Anschließend war sie in der Raiffeisenzentralbank in Nürnberg und schließlich in der Raiffeisenbank in Marktbergel angestellt, wo auch der gebürtige Ottenhofener Hans Hirth arbeitete, mit dem sie bereits aufgewachsen war. Am 1. Mai 1965 heirateten Hans und Hannelore Hirth und wohnten danach zunächst im Behelfsheim. Für das junge Paar stellte es eine günstige Übergangslösung dar, da es seit dem Auszug der Hofmanns leer stand und in Hirths Ottenhofener Elternhaus nur wenig Platz vorhanden war. Danach zogen sie nach Marktbergel in eine Dienstwohnung, die Hans Hirth anlässlich der Übernahme der Leitung der dortigen Raiffeisenbank erhalten hatte.

Nach dem Ehepaar Hirth zog Frau R. ins Behelfsheim ein, die als Magd bei verschiedenen Bauern tätig war. Später arbeitete sie ‚bei den Amerikanern‘, also vermutlich in einer der umliegenden Kasernen in Illesheim oder auf der benachbarten Frankenhöhe. Frau R. lebte – offenkundig sehr anspruchslos, da sie am Gebäude so gut wie nichts änderte – bis zu ihrem Tod im Jahr 1994 im Behelfsheim. Tägliche Verrichtungen konnte sie im Haus einer Tochter vornehmen, die in eine Ottenhofener Familie hineingeheiratet hatte. Zuletzt diente das Behelfsheim Mitte der 1990er

Jahre noch als ‚Spielhaus‘ für Kinder; davon zeugen ein nur wenige Tage geführtes handschriftliches „Tagebuch“, das noch im Behelfsheim lag, sowie der auf eine Wand im hinteren Gebäudeteil gemalte bunte Schriftzug „Tic Tac Toe“, der eine zeitgenössische Pop-Band bezeichnet.

Das Behelfsheim aus Ottenhofen als museales Objekt

Im Frühjahr 2013 trat das Ehepaar Hirth an das Fränkische Freilandmuseum heran und wies auf das leere und vor dem Verfall stehende Gebäude hin. In Anbetracht des kaum veränderten Gebäudezustandes stand eine Übernahme ins Museum schnell fest, bereits im Juli 2013 wurde ein Aufmaß angefertigt.⁹⁷ Die Translozierung in vier ganzen Wandteilen und zwei Dachgerüst-Elementen erfolgte Ende 2015, der Wiederaufbau im Frühjahr 2016 [11-3]. Am 24. September wurde das Haus eröffnet. Am Gebäude musste beim Wiederaufbau wenig geändert oder erneuert werden. Die Fenster erhielten wieder Sprossenrahmen, welche die Museumschreiner nach einer Vorlage des DWH anfertigten. Der Dachständer der ursprünglichen Stromversorgung konnte ergänzt werden, die Situation vor dem Eingang mit Weg zum Abort, Bank und Blumenkasten wurde nach einem historischen Foto rekonstruiert. Da am alten Standort kein Garten zum Gebäude gehörte, wurde auch im Museum keiner angelegt. Innen musste der aus Holzriemen bestehend Fußboden komplett erneuert werden, freilich wieder mit gemauerter Vorratsgrube und kleiner Falltür. Die Wände erhielten ein Walzendekor, das dem ältesten restauratorisch nachweisbaren Befund ähnelt.

Bei der Einrichtung konnte auf viele originale Objekte zurückgegriffen werden, darunter der große Schrank, die Nähmaschine, der Wehrmachts-spind, das Feldbett und der Vorratsschrank im Windfang. Als Wärmequelle und Kochstelle dient ein kleiner gusseiserner Ofen, der zwar nie im Behelfsheim eingesetzt wurde, jedoch von Anfang an auf dem Dachboden des Gebäudes lag. Seine Machart, die den in Baracken des Reichsarbeitsdienstes aufgestellten Öfen ähnelt, spricht dafür, dass es sich um einen per Bezugsschein erhaltenen Ofen handelt, der rasch durch ein besseres Exemplar ersetzt werden konnte. Das originale Küchenbüffet war nicht mehr vorhanden, das gezeigte stammt allerdings aus einem Behelfsheim in Gutenstetten, das in einer eigenen Fallstudie noch vorgestellt wird. Auch die Betten mussten dem Kontext der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit entsprechend ergänzt werden: Das hölzerne Stockbett kam ursprünglich beim RAD zum Einsatz, das Metallbett ist eine Etage eines Stockbettes der Wehrmacht. Die Einrichtung erfolgte in enger Absprache mit Hannelore Hirth.

8 Synthese: Der soziale Raum ‚Behelfsheim‘

Eingangs wurde das Ziel formuliert, am Beispiel der Behelfsheime die Komplexität baulich-räumlicher Phänomene aufzuzeigen. Dabei galt es herauszuarbeiten, wie der Raum ‚Behelfsheim‘ generiert wurde, welche (Um-)Nutzungen und Deutungen er erfuhr, welche Grundmuster und Dynamiken sich dabei abzeichnen und warum er letztlich in Vergessenheit geriet bzw. in anderen Raumsystemen aufging. Die Ergebnisse werden im Folgenden unter raumanalytischen Aspekten zusammengefasst, wobei Henri Lefebvres drei Dimensionen des sozialen Raums erneut die Bezugspunkte bilden. Bedingt durch ausgewertetes Material und thematische Schwerpunkte steht jeweils eine Dimension im Vordergrund der Analyse. Es bleibt aber zu beachten, dass alle drei stets gleichzeitig auftreten und in dialektischer Wechselwirkung zueinander stehen. Um dies zu verdeutlichen, werden vereinzelt Bezüge zu den jeweils anderen beiden Dimensionen hergestellt.

Behelfsheime als ‚gedachte Räume‘

Den Anlass zum Behelfsheimbau gab der Luftkrieg der alliierten Mächte gegen das NS-Regime, dessen Zerstörungen hunderttausende Menschen im Deutschen Reich obdachlos werden ließen. Verschiedene Programme wie Evakuierung und Einquartierung, Kinderlandverschickung sowie diverse Initiativen zur Schaffung provisorischer, temporärer Notunterkünfte sollten die Lage verbessern. In letzterem Fall traten z. T. konkurrierende Akteure aus verschiedenen Behörden und Zuständigkeitsbereichen des NS-Regimes auf, die bei ihren Konzepten die gängigen, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelten architektonischen Leitbilder in reduzierter Form aufgriffen. Die als Gegensätze gehandelten Bauweisen Geschossmietwohnungsbau und Eigenheim bzw. Kleinsiedlung bildeten die Eckpunkte der Debatten. Die Ausarbeitung der Bauprogramme folgte nicht nur dem Motiv der sozialen Versorgung, sondern sollte im Kontext der allgemeinen Durchhaltepropaganda zugleich suggerieren, das Regime habe die Situation noch im Griff. Sie waren außerdem dem rechtlichen Hintergrund geschuldet, dass der zivile Wohnungsbau während des Zweiten Weltkriegs schrittweise eingeschränkt und schließlich ganz verboten wurde. Ähnlich wie der künftige Wiederaufbau nach Kriegsende, boten Notunterkünfte Architekten, Stadtplanern und Politikern somit eine Plattform zur Profilierung; sie konnten zugleich an das bereits in der Weimarer Verfassung festgeschriebene Prinzip des Hausbaus als soziale Aufgabe anknüpfen, das den Architekten eine deutliche Erweiterung ihres Betätigungsfeldes eingebracht hatte. So gesehen, bil-

den die Planungen zugleich ein Moment des ‚gelebten Raums‘ der persönlichen Verwirklichung. Ein herausragendes Beispiel bietet Ernst Neuferts Programm ‚Behelfsunterkünfte für Bombengeschädigte‘, das unter konsequenter Normierung von Architektur und Bauelementen zweigeschossige Holzgebäude mit mehreren Wohnungen verschiedener Größe vorsah. Trotz der kurzen Phase seiner Gültigkeit kam das Programm zur Umsetzung.

In den Auseinandersetzungen konnte sich letztlich der RAD unter der Leitung von Robert Ley durchsetzen. In dessen Rahmen wurde am 9. September 1943 per Führererlass, also von Adolf Hitler persönlich legitimiert, das Deutsche Wohnungshilfswerk (DWH) ins Leben gerufen, das nun mit großen Ambitionen ein allgemeingültiges Programm zur Schaffung von Notunterkünften aufstellen sollte. Es sah auch die Einrichtung von Wohnungen in bestehenden Gebäuden und die Umnutzung von Gartenhäusern vor, im Zentrum stand jedoch der Bau von Behelfsheimen nach einem grundlegenden Entwurf von Hans Spiegel („Reichseinheitstyp 001“). Als Einfach- oder Doppelgebäude errichtet, sollten sie pro Wohneinheit ein Innenmaß von jeweils maximal 4,1 x 5,1 m aufweisen, zwei Räume und einen obligatorischen Windfang enthalten, dazu eine Vorratsgrube und ein Aborthäuschen; begehbare Keller und ausgebaute Dachgeschosse waren nicht gestattet. Ein Garten von 200 m² sollte Raum zur Selbstversorgung bieten. Behelfsheime waren bewusst als Minimalausgaben von Kleinsiedlungen angelegt, auch die in den 1930er Jahren mit ihnen verknüpften Absichten zur Umerziehung der Stadtbevölkerung integrierte man ins DWH-Programm. Allerdings war man sich des stark reduzierten Bau- und Wohnstandards der Behelfsheime bewusst, weshalb sie nur als temporäre Provisorien Bestand haben sollten. Da man das Herabsinken von Behelfsheimsiedlungen zu Quartieren von „Asozialen“ befürchtete, war ihr baldmöglichster Abbruch nach Kriegsende vorgesehen. Regionale Sondertypen von Behelfsheimen, die etwa dem landschaftsbezogenen Bauen folgten, waren nicht erwünscht, obgleich bei der Anlage von Siedlungen ästhetische Kriterien berücksichtigt werden sollten. Letztere durften aus Luftschutzgründen nicht zu dicht und zu auffällig ausfallen.

Die Verwirklichung des Behelfsheimbau folgte hierarchischen Strukturen. Das DWH gab auf Reichsebene die allgemeinen Richtlinien vor; die Gauleiter, zugleich Gauwohnungskommissare, nahmen eine Schlüsselposition ein und vermittelten das Programm auf die regionale bzw. kommunale Ebene, wo es letztlich umgesetzt und überwacht wurde. Auch andere Organisationen wie NSDAP-Ortsgruppen, NS-Frauensschaft oder Hitlerjugend wurden als Arbeitskräfte und ‚Zulieferer‘ eingebunden. Zudem war die Vorfertigung von ganzen Gebäuden oder einzelnen Elementen in Fabriken und Handwerksbetrieben fester Bestandteil des Programms, womit man die seit den 1920er Jahren entwickelten Prinzipien Normierung und Rationalisierung konsequent fortsetzte und sogar weiter entwickeln und

ausbauen wollte. Um das Verfahren zu beschleunigen und die Behörden zu entlasten, ersetzte man das herkömmliche Baugenehmigungsverfahren durch ein Baukartensystem mit Bezugsscheinen, das jedoch letztlich nur zu einer Verlagerung der Bürokratie führte. Als Anreiz und Förderung bekam jeder Bauherr nach Fertigstellung pro Behelfsheim-Einheit eine Prämie von 1.700 RM ausgezahlt.

Das Behelfsheimprogramm wurde von einer Flut an reichsweit und regional herausgegebenen Publikationen begleitet, die nicht nur seine Inhalte vermittelten und zur Ausführung motivierten, sondern es auch positiv überhöhten (Hausbau als Abenteuer am Wochenende), propagandistisch rechtfertigten (Hausbau als Waffe im Krieg) und sogar eine künftige Weiternutzung der Gebäude in Aussicht stellten – ein deutlicher Widerspruch zur stetig wiederholten Absicht, die Gebäude später wieder abzubauen. Eine besondere Stellung nahmen technische Typenpläne ein, die sich an Handwerksbetriebe und Fachleute richteten und sogar die Konstruktion von Einzelelementen wie Fenstern und Türen im Detail vorgaben. Hinzu kamen Bauübeln, die mit einfachen Beschreibungen, Illustrationen und Cartoons selbst handwerklichen Laien alle praktischen Facetten des Hausbaus nahebringen sollten. Ferner wurden Anleitungen zur Gartenpflege und Empfehlungen für eine zweckmäßige, z. T. improvisierte Einrichtung der Gebäude herausgegeben.

Der Appell an die bauliche Selbsthilfe folgte dem Grundsatz, dass ausnahmslos jeder gesellschaftliche Akteur als Bauherr auftreten durfte und auch sollte: Kommunen und Betriebe gleichermaßen wie engagierte Privatpersonen und die Ausgebombten selbst. Bei der Wahl der Standorte bestand im Prinzip ebenso viel Freiheit, doch ließ sich die Rücksprache mit diversen Behörden nicht vermeiden. Die Beschlagnahme von Baugrund war nach dem Reichsleistungsgesetz möglich, der Besitz des Behelfsheims war vom Grundbesitz abgekoppelt. Der Anschluss an bestehende Strom- oder Wasserleitungen war indes erwünscht, sofern ohne größeren Aufwand zu bewerkstelligen.

Als Baumaterial kam alles in Frage, was irgendwie verfügbare und nutzbar war: moderne Baustoffe (Beton, Hohlblocksteine usw.) gleichermaßen wie historische (Stroh, Lehm usw.), deren entsprechende Handwerkstechnik man wieder aufleben lassen musste. Um den allgemeinen Materialmangel abzufangen, wurde eine Meldepflicht für ungenutzte Baustoffe eingerichtet; ferner beauftragte man Betriebe mit der Fertigung von Bauteilen, Installations- und Einrichtungsobjekten. Mit diesen Maßnahmen geriet der Behelfsheimbau vollends zu einem gesamtgesellschaftlichen Projekt, in das prinzipiell jede Person involviert war. Bei Bedarf konnten die Bauherren fehlende Materialien gegen Vorlage von Bezugsscheinen bei festgelegten Ausgabestellen beziehen; so behielt das DWH zugleich die Verteilungskontrolle. Da die Behelfsheime in der Regel nicht allein durch Selbsthilfe entstehen konnten und es an handwerklichen Fachkräften fehlte, war der Einbezug der genannten NS-Organisationen vorgesehen, auch die Re-

krutierung von Zwangsarbeitern war möglich. Im Fall der Vorproduktion von Behelfsheimen und Bauteilen entfielen diese Probleme am Bauplatz weitgehend, wurden aber letztlich nur in die Fabriken verlagert, denen es gleichermaßen an Material und Personal mangelte.

Als Bewohner der fertigen Behelfsheime kamen in erster Linie Ausgebombte, in Ausnahmefällen auch andere von Krieg und Katastrophen betroffene Personen in Frage. Familien mit fünf und mehr Kindern war es möglich, ein Doppel-Behelfsheim als Ganzes zu beziehen. Die Kommunen, insbesondere die verantwortlichen Bürgermeister, hatten wesentlichen Einfluss auf die Zuteilung der Gebäude.

In der Gesamtschau folgte das DWH dem architektonischen Impetus der vorangegangenen Jahrzehnte, nicht nur eine bauliche Lösung zum Bedarf an Notunterkünften bereitzustellen, sondern damit auch eine gesellschaftsprägende Funktion zu übernehmen.¹ Das Behelfsheimprogramm bildet letztlich keine zwangsläufige Konsequenz der gegebenen Umstände, sondern lediglich eine spezifische „Interpretation der Bauaufgabe“.² Dazu band es die Schaffung von Notunterkünften organisatorisch in vorhandene staatliche Strukturen ein, gab ihm eine auf das Allernötigste reduzierte bauliche Form auf der Grundlage des etablierten Konzepts ‚Kleinsiedlung‘ und sicherte seine gesellschaftliche Legitimation. Im Sinne von Lefebvres ‚gedachtem Raum‘ vermittelte es Wissens- und Orientierungsmuster, die in einen ideologischen Rahmen eingebettet wurden.³ Das DWH generierte Freiräume, förderte Pragmatismus und Spontanität, gab Anleitungen heraus und bot Anreize, wobei man sogar Widersprüche in Kauf nahm. Zugleich pochten seine Vertreter aber stets darauf, Kontrolle und Oberhand, oder anders: die Deutungshoheit über den gedachten Raum⁴ ‚Behelfsheim‘ zu behalten und die Akteure in der Praxis zu disziplinieren. Besonders deutlich wird dies bei den Debatten um bauästhetische Fragen, denen bei Notunterkünften allenfalls eine sekundäre Bedeutung beizumessen ist.

Die Dynamik des gedachten Raums, beruhend auf sich verändernden Wissensbeständen⁵, tritt besonders offensichtlich bei den stets erforderlichen Anpassungen des Projekts an die schwer kalkulierbaren Bedingungen der kriegsbedingten Mangelwirtschaft in Erscheinung. Dadurch entfaltete es in Planung und Praxis eine gewisse Flexibilität und bot weiterhin viel Raum für eigenmächtiges Handeln, das auch von einem zunehmend komplexer werdenden System aus Regularien und andgedrohten Sanktionen nicht effektiv eingeschränkt werden konnte. Dass der ‚gedachte Raum‘ eine sich permanent verändernde Kategorie bildet, zeigt sich somit bei seiner Ausprägung nach den Bedingungen des ‚wahrgenommenen Raums‘ und ganz besonders bei der konkreten Umsetzung des Behelfsheimprogramms, die deutlichen Einschränkungen unterlag: plante das DWH die Errichtung von einer Millionen Behelfsheime pro Jahr, so entstanden im gesamten Zeitraum bis Kriegsende nach groben Schätzungen lediglich etwa 100.000 Einheiten im Deutschen Reich.

Auf der regionalen und lokalen Ebene galt es, die Umsetzung des Behelfsheimprogramms zu organisieren und zu lenken. Es beschäftigte Behörden, Bauherren, Bauausführende, Grundbesitzer und indirekt auch die Menschen in ihrem Umfeld, wurde somit Teil des alltäglichen Handelns und geriet selbst zur räumlichen Praxis, d. h. zur Einschreibung von Objekten und Gegebenheiten in die erfahrbare Welt.⁶ Die Wahrnehmung der Behelfsheime folgte weniger sozialen Idealen und nur indirekt architektonischen oder politischen Ideologien, sondern vielmehr den Gegebenheiten des Möglichen und Machbaren. Ihre Existenz beanspruchte Flächen in Konkurrenz mit anderen Interessen und veränderte Siedlungs- und Landschaftsbilder. Kurzum: Sie griffen, legitimiert ‚von oben‘, in bestehende Raumgefüge ein und stellten die beteiligten Akteure vor unterschiedliche Herausforderungen.

Die regionale Obergewalt über das Behelfsheimprogramm oblag den Gauleitungen. Sie setzten die Vermittlungsarbeit des DWH fort: mit Vorträgen für Behörden und Fachleute, eigentlich unerwünschten Planungen für lokale Gebäudetypisierungen (etwa mit Kalkplatten-Dachdeckung im Altmühlgebiet), dem Aufstellen von Muster-Behelfsheimen sowie mit eigenen Baufibeln, die den Bau massiver Einfach-Behelfsheime mit Sattel- oder Pultdächern erklärten. Auch setzte man sich mit Ingenieuren und der Bauindustrie auseinander, die eigene Entwürfe für Behelfsheime und deren Serienfertigung sowie Vorschläge zur Verwendung alternativer Baumaterialien einbrachten.

Um quantitative Maßstäbe zu setzen, legte man Bauauflagen für jeden einzelnen Ort fest, die sich vermutlich nach der jeweiligen Einwohnerzahl richteten und deren Umsetzung man mit regelmäßiger Kontrolle und der Ausübung von Druck überwachte. Die gesamte Bauauflage für den Gau Franken lag zunächst bei 10.800 Einheiten, bis Kriegsende waren jeweils etwa 3.000 Behelfsheime fertiggestellt, im Bau oder geplant⁷ – eine Leistung, die zwar nicht den Ambitionen des DWH gerecht wurde, aber angesichts der in der Praxis auftretenden Schwierigkeiten doch als respektabel zu beurteilen ist. Größere Baufortschritte waren erst ab Sommer 1944 zu verzeichnen, im Winter kam es zur Stagnation. Generell wurde mindestens die Hälfte aller Behelfsheime erst nach Kriegsende fertiggestellt. Ihre räumliche Verteilung folgte nur bedingt bestimmten Mustern. Spitzenreiter waren größere, stark von Luftangriffen betroffene Städte wie Nürnberg, Fürth und Erlangen, die ihre Behelfsheime bevorzugt entlang der Bahnlinien auch im weiter entfernten Umland aufstellten. Im ländlichen Raum baute man v. a. in Kleinstädten und größeren Gemeinde- bzw. Marktorten. Die meisten Bauarten waren an private Bauherren ausgegeben worden, dann folgten die Kommunen und Betriebe, die dafür eher größere Siedlungsprojekte stemmen konnten. Letztere nahmen den Behelfsheimbau im eigenen Interesse in Angriff, da sie so die betriebsna-

he Unterbringung ihrer Belegschaften gewährleisten konnten. Die ausgebombten oder evakuierten Bewohner stammten überwiegend aus der Region, nur wenige aus weiter entfernten Städten des gesamten Reichsgebiets.

Dass die großen Ambitionen des DWH nur im Ansatz zur Umsetzung gelangen konnten, war einer Vielzahl von ausbremsenden Faktoren geschuldet, angefangen beim Standort der Gebäude. Einzelbauherren mit eigenem Grund oder Ortskenntnissen waren hierbei im Vorteil. Kommunen und besonders die Städte stießen auf größere Widerstände, besonders bei der Planung von Siedlungen, die mit Wegen, Brunnen und Waschhäusern infrastrukturell zu erschließen waren. Nicht nur besitzrechtliche Differenzen traten auf: Fachbehörden wie Forst-, Straßen- und Flussbauämter schalteten sich ein, landwirtschaftliche Verbände fürchteten den Verlust ertragreicher Flächen und Heimatschützer kritisierten die Zerstörung von Landschaftsbildern. Welche Standorte letztlich gewählt wurden, lässt sich nur in Form von Tendenzen zusammenfassen: Einzelne Gebäude konnten in Bebauungslücken im Ort errichtet werden, die meisten befanden sich jedoch an den Ortsrändern, gerade Siedlungen öfter auch weiter außerhalb mit deutlichem Abstand. Manchmal konzentrierten sich die Behelfsheime an einem Standort, manchmal lagen sie in größeren und kleineren Verbänden verstreut.

Die nächste Herausforderung war die Akquise von Baumaterial, die in eine Mangelverwaltung von immensem bürokratischem Aufwand mündete. Hersteller und Ausgabestellen wurden definiert, die konstruktive Ausführung von Einzelelementen wie Fenster und Türen intensiv diskutiert und durchgeplant, Sparmaßnahmen und alternative Baustoffe erprobt und sogar in Kursen vermittelt. Die Meldepflicht für Baumaterialien war nur durch Kontrollen und Sanktionen einzuhalten. Besonders begehrt waren die Grundbaustoffe Holz, Zement und Kalk sowie hochwertige Einrichtungsgegenstände wie Öfen.

Ebenso fehlte es an Arbeitskräften – für viele Kommunen das Hauptargument, den Behelfsheimbau für aussichtslos zu erklären. Die Bauherren selbst, berufstätig oder als Soldaten an der Front stehend, konnten nicht genug Zeit für die Eigenleistung aufbringen. Handwerker und andere Fachleute befanden sich oft ebenfalls im Kriegsdienst. Zwangsarbeiter waren allseits begehrt und nur begrenzt verfügbar. Welches Gewicht die Mobilisierung von NS-Organisationen wie Partei-Ortsgruppen oder HJ besaß, kann nicht beurteilt werden; bei den nachweisbaren Fällen ist eine straffe und effiziente Organisation festzustellen. Über die Baupraxis selbst ist wenig bekannt, abgesehen davon, dass sie von Verzögerungen und Phasen des Stillstandes gekennzeichnet war. Dies wirkte sich deutlich auf die ohnehin eher geringen Bauqualitäten aus, die die Bewohner in den ersten Jahren z. T. vor massive Herausforderungen stellen sollten.⁸

Die Vorfertigung der Behelfsheime in Fabriken konnte die Situation am Bauplatz entlasten. Sie funktionierte dort am besten, wo ausreichend Baustoffe verfügbar waren, etwa in den waldreichen Gebieten Oberfran-

kens. Ansonsten kämpfte man hier mit den gleichen Material- und Personalproblemen. Die Verteilung der Fertigbehelfsheime war ungleichmäßig und hing von der Lage der Betriebe sowie den Transportmöglichkeiten, insbesondere Bahnlinien, ab.

Auch sonst gab es bei der Ausführung der Gebäude in Form und Material große Unterschiede. Die meisten Behelfsheime waren individuelle Angelegenheiten, in den Siedlungen fanden sich teilweise Gruppierungen von baugleichen Häusern. Eine gewisse Dominanz besaßen hölzerne Pultdach-Behelfsheime sowie massive Ausgaben mit Satteldach. Einfach- und Doppel-Behelfsheime wurden gleichermaßen gebaut, in drei Fällen lassen sich sogar Dreifach-Behelfsheime nachweisen. So drastische Abweichungen von den DWH-Normen wie in den Studien zum Münsterland⁹ oder im Beispiel aus Gessertshausen¹⁰ waren in Franken nicht zu finden, doch auch hier setzte man sich immer wieder im Detail oder mit dem gesamten Gebäude über die Vorschriften hinweg. Der naheliegende Verdacht, dass hier der Wunsch nach erhöhtem Wohnkomfort ausschlaggebend war, konnte dabei ebenso wenig bestätigt werden wie der hohe Anteil an wohlhabenden und wirtschaftlich potenten Bauherren, der im Münsterland⁹ ermittelt wurde. Vielmehr lagen diverse Ursachen vor, die zu Abweichungen führten: die Größe der Familien, die Aufnahme betrieblicher Tätigkeiten, die Einlagerung von Nahrungserzeugnissen oder schlichtweg die Beschaffenheit des vorhandenen Baumaterials. Sanktionen sind nur sehr selten überliefert; es bleibt zu vermuten, dass man angesichts der allgemeinen Notsituation großzügig reagierte.

In seiner Umsetzung konnte der Behelfsheimbau die Versprechungen des vom DWH generierten ‚gedachten Raums‘ nicht halten. Für die Behörden und oft auch die Bauausführenden blieben die Gebäude zunächst unzulängliche Provisorien von minderer Qualität, die in Punkto Flächenverbrauch,¹¹ Nutzungskonkurrenz und selbst optisch störten. Von der Geringschätzung zeugen Bezeichnungen wie ‚Ley-Bude‘,¹² angelehnt an den RAD- und DWH-Leiter Robert Ley, oder die Herabwertung als Kaninchenställe.¹³ Am schlechten Ruf bei den Behörden änderte sich nach Kriegsende wenig, boten die Behelfsheime manchmal doch noch Jahrzehnte später Anlass zu bau- und besitzrechtlichen Konflikten. In ihrer Außenwahrnehmung und gesellschaftlichen Position besaßen die Behelfsheime einen widersprüchlichen Charakter: Einerseits wurden sie als notwendige Gebäude der Versorgung und kontrollierten Unterbringung von Obdachlosen kaum in Frage gestellt, andererseits konnten sie wegen ihres niedrigen Baustandards und ihrer provisorischen Erscheinung sowie wegen ihrer ortsfremden Bewohner keine unbedingte Akzeptanz in ihrem Umfeld erfahren. Traten sie als Siedlungen oder im Zusammenhang mit anderen Notunterkünften wie Baracken in größerer öffentlicher Präsenz auf, konnte sich dieser Widerspruch verstärken.¹⁴

Ganz anders als die äußere Wahrnehmung auf gesellschaftlicher Ebene gestaltete sich die individuelle aus der Innenperspektive. Für ihre

Bewohner entwickelten die Behelfsheime schon im Vorfeld des Einzugs eigene Qualitäten, die Grundbedürfnisse spiegelten und zugleich symbolischen Charakter aufwiesen. Das Konzept der Kleinsiedlerstelle bzw. des Kleinst-Eigenheims ging tatsächlich auf: Man betrachtete die Behelfsheime trotz aller Widrigkeiten als ‚eigene vier Wände‘, die den persönlichen Rückzugsort bieten konnten, den man durch die Kriegsgeschehnisse verloren hatte – oder als Sicherheit und Geborgenheit bietende „Behausungen“¹⁵ im ursprünglichsten Sinne. Der in der alltäglichen Wahrnehmung vorgenommene Rückgriff auf das Konzept ‚Eigenheim‘ bildet ein Moment des ‚gedachten Raums‘. Die Behelfsheime standen damit in deutlichem Kontrast zu Massenunterkünften wie Barackenlagern oder zugewiesenen Räumlichkeiten unter dem Dach fremder Hausherrn, in denen zwar oft die gleichen Widrigkeiten herrschten, die Privatsphäre jedoch stark eingeschränkt war. Unter den Notunterkünften nahmen die Behelfsheime eine herausgehobene Stellung ein: Sie waren von Anfang an begehrt und galten vielen Kriegsoffizieren sogar als erhebliche Verbesserung ihrer Wohnsituation, weshalb sie von manchen liebevoll-ironisch als ‚Villa‘ bezeichnet wurden. Eigene vier Wände versprachen auch Raum zur persönlichen Entfaltung, Anpassung, Gestaltung und zum Ausbau der Wohnsituation. Hier tritt die dritte Dimension von Lefebvres Raumkonzept, der ‚gelebte Raum‘, hervor.

Behelfsheime als ‚gelebte Räume‘

Um die Alltags- und Wohnpraxis in den Behelfsheimen zu erfassen, wurden zehn weitgehend auf Interviews mit ehemaligen Bewohnern beruhende Fallstudien durchgeführt. Sie umfassen sechs Siedlungen (Reichelsdorf und Reichelsdorfer Keller, Burgbernheim, Zirndorf, Rehdorf, Kalchreuth), drei einzeln stehende Behelfsheime (Ottenhofen, Birnbaum, Gutenstetten) sowie die im Ort verteilten Behelfsheime in Steinach a. d. Ens. Die einzelnen Entwicklungen weisen ein hohes Maß an Individualität auf, bedingt durch diverse Faktoren: Bauherr, Besitzverhältnis, Standort, Baumaterial und -qualität, Zeitpunkt des Bezugs, Nachbarschaft und Umfeld. Besonders hervorzuheben sind die jeweiligen Bewohner mit ihren Erfahrungen, Ansprüchen und Wünschen, die den Behelfsheimen ein persönliches Gesicht verliehen. Diese bewusste Aneignung und Anpassung ist Motor des ‚gelebten Raums‘. Die Kraft des Imaginären lässt aus Räumen des Erduldens und sogar Erleidens (Notunterkünfte!) Räume der Möglichkeiten entstehen.¹⁶ Hinsichtlich der Gebäude könnte man ebenso gut von einem ‚belebten Raum‘ sprechen, der nach außen Bild und Charakter einer ganzen Siedlung mitbeeinflussen kann.

Bei den Siedlungen der Fallstudien traten zumeist Kommunen als Bauherren auf, andernfalls handelte es sich um private Bauherren, deren Motive nicht mehr nachvollzogen werden können. Die Standorte reichen von zentral bis peripher. Der Bau selbst wurde überwiegend durch örtliche Handwerksbetriebe ausgeführt, spätere Instandhaltungsmaßnahmen

i. d. R. durch die Bewohner selbst. Im Großen und Ganzen blieben die Behelfsheime im Rahmen der DWH-Normen. Die meisten Gebäude waren massiv mit Satteldächern ausgeführt, die stark an die Variante aus der fränkischen Baufibel erinnern. Lediglich in den Siedlungen in Rehdorf, Reichelsdorf und Steinach a. d. Ens gab es hölzerne Pultdach-Gebäude in jeweils größerer Stückzahl, die sich insgesamt als anfälliger und pflegebedürftiger erwiesen und kaum Möglichkeiten zu Ausbau und Erweiterungen boten.

Anders sah es bei den massiven Behelfsheimen aus, wie die vorgenommene Bauplanauswertung anschaulich zeigt: Sobald wie möglich, spätestens jedoch, wenn sich eine längerfristige Nutzung der Gebäude abzeichnete, wurden sie in vielfältiger Weise ausgebaut, umgebaut, erweitert und ergänzt. Bei Doppel-Behelfsheimen bedeutete oft schon die Übernahme der zweiten Hälfte eine Vergrößerung des Wohnraums auf vergleichbar komfortable 40 Quadratmeter. Doch dabei blieb es selten: Giebelseitige Verlängerungen und traufseitige Verbreiterungen schufen zusätzliche Wohnräume, Platz für Bäder und Toiletten, Vorplätze und Abstellgelegenheiten. Zur horizontalen kam die vertikale Ausdifferenzierung: Begehbare Unterkellerungen ersetzten die Vorratsgruben, Dachgeschosse wurden ausgebaut, Obergeschosse eingefügt. So entstanden relativ geräumige Eigenheime, die den zeitgenössischen Bau- und Wohnstandards gerecht wurden – manchmal so konsequent, dass die Behelfsheime komplett in neuen Baukörpern aufgingen und nicht mehr als solche zu erkennen waren bzw. sind.

Das Hausklima war anfangs zumeist problematisch: Im Sommer konnte es sehr heiß, im Winter sehr kalt werden. Besonders unangenehm war es in den Holzbehelfsheimen, wo man obendrein noch mit undichten Dächern zu kämpfen hatte. Geheizt und gekocht wurde üblicherweise mit kompakten Ofen-Herd-Kombinationen, die im Fall der massiven Behelfsheime später durch Gasherde oder Ölöfen, bei dauerhafter Gebäudenutzung schließlich durch Zentralheizungen ersetzt wurden. Das sonstige Inventar bestand zunächst aus Dingen verschiedenster Provenienz: zusammengestellt aus eigenem Besitz, der eventuell bereits vor dem Luftangriff aufs Land oder in Gartenhäuser verlagert worden war; requiriert von Verwandten, Nachbarn, Ortsansässigen; eingetauscht; günstig erworben oder erhalten gegen Vorlage von Bezugsscheinen. Auffällig und charakteristisch für die Nachkriegszeit ist die Zweitnutzung von Möbeln und anderen Objekten des Militärs.

Die Einrichtungen waren pragmatisch darauf ausgelegt, den knappen Raum der zwei Räume bestmöglich auszunutzen. Der größere Raum diente als Wohnküche und Schlafgelegenheit, der kleinere primär als Schlafraum, wo sich die Bewohner in Stockbetten ‚stapelten‘; Windfang, Vorratsgrube und ggf. Dachraum boten Abstellgelegenheiten. Im Zuge der Vergrößerung von Raumprogramm und Wohnfläche wurde die Einrichtung schrittweise zeitgemäßen Standards angepasst. Die einzelnen

Räume und Bereiche erhielten eine stärkere funktionale Ausdifferenzierung, für Eltern und Kinder richtete man getrennte Schlafräume ein. Der steigende Wohlstand zeigte sich auch in der punktuellen Technisierung der Haushalte mit Kühlschränken, Waschmaschinen, Radios und seltener Fernsehern. In Ausnahmefällen besaßen Behelfsheimbewohner sogar ein Auto, was aber mit beruflichen Notwendigkeiten zusammenhing.

Ein Stromanschluss bestand in den meisten Fällen von Anfang an, Fließendwasser und Kanalanschluss wurden mit Ausbau der lokalen Versorgungsnetze nachgerüstet. Überhaupt war die Sanitär- und Hygienesituation neben dem Hausklima der Aspekt des Behelfsheimlebens, der den Zeitzeugen als besonders unzumutbar in Erinnerung geblieben ist. Zunächst handelte es sich um reine Trockenaborte mit Kübeln, deren Inhalt im Garten oder auf Feldern ausgeleert wurde. Badezimmer und Toiletten mit Klärgrube oder Kanalanschluss gehörten somit zu den wichtigsten Neuerungen, die im Zuge späterer Baumaßnahmen eingerichtet wurden.

Zu fast jedem Behelfsheim gehörte ein Garten, in dem zur Selbstversorgung Obst und Gemüse angebaut wurden. Weit verbreitet war die Tierhaltung, bevorzugt Geflügel (Hühner, Enten, Gänse), seltener Hasen oder Schweine. Das allein reichte nicht zum Überleben, gerade in den ersten Jahren war man auf Unterstützung angewiesen. Das Sammeln von Brennholz, Pilzen und Beeren im Wald war üblich, auch Bettelgänge und das Aufklauben von Ähren auf abgeernteten Feldern kamen vor. Mit Ende der Nachkriegszeit besserte sich die Lebensmittelsituation, und im Laufe der Jahre bis Jahrzehnte verloren viele Gärten nach und nach ihre Versorgungsfunktion zugunsten pflegeleichter Zierpflanzen und Rasenflächen. Ansonsten änderte sich das Umfeld der Behelfsheime in den ersten Jahren durch den Anbau von Schuppen und Remisen, die im Kontext der Gartenutzung standen und auch bei Holzbehelfsheimen aufgestellt wurden. Ein bei den dauerhaft genutzten Behelfsheimen übliches Nebengebäude stellte spätestens ab den 1960er Jahren die Garage dar, ein zeittypisches Element, das von Wohlstand und veränderten Lebensentwürfen zeugt, die individuelle Mobilität auf dem Arbeitsweg und in der Freizeit voraussetzten.¹⁷ Etwas unscheinbarer, aber ebenso typisch für diese Zeit ist die Einfriedung der Grundstücke, bevorzugt mit Kombinationen aus niedrigen Mauern mit aufgesetzten Zaunelementen, die durch massive Pfeiler gegliedert werden. Sie grenzen Grundbesitz und Privatraum symbolisch ab und gingen mit einer Aufwertung und gleichermaßen strikten Begrenzung des öffentlichen Raums durch den Ausbau von Straßen und Wegen einher.¹⁸

Bauqualität und bauliches Umfeld sind entscheidende Faktoren bei der Überführung einer einstigen Notunterkunft in eine langfristige Nutzung, aber auch das soziale Umfeld spielt eine Rolle. Die Gemeinschaften innerhalb der Siedlungen waren von Respekt, Austausch und spontaner Hilfsbereitschaft gekennzeichnet. Gelegentlich trugen gemeinsame Feste und Aktionen zur Integration bei. Konflikte blieben in einem gewöhnlichen Rahmen, Diskrepanzen zwischen einzelnen Gruppen (differenziert

nach Herkunft, Konfession, sprachlichem und kulturellem Hintergrund, Berufsgruppen usw.) konnten kaum ausgemacht werden. Sie haben aber sicherlich dazu beigetragen, dass keine allzu intensiven Gemeinschaftsverbände entstanden sind, zumal sie auch im Kontext einer hohen Bewohnerfluktuation gerade in den ersten fünf bis zehn Jahren zu betrachten sind. Erst mit Herauskristallisierung der Dauerhaftigkeit der Siedlungen bildeten sich stabile Sozialstrukturen, die wiederum eine Voraussetzung dafür waren, in das Gebäude zu investieren.

Ambivalenter gestaltete sich das Verhältnis der Behelfsheimbewohner zu den Einheimischen. Hier waren soziale, wirtschaftliche und kulturelle Grenzen deutlich zu spüren, wobei die Bandbreite von Hilfsbereitschaft über akzeptierende Koexistenz bis hin zu offenen Anfeindungen reichte. Kinder hatten dagegen kaum Integrationsschwierigkeiten, der gemeinsame Schulbesuch und die Freiheiten in Wald und Wiese brachten Einheimische und Zugezogene zusammen. Überhaupt verbrachten die Kinder ihre Freizeit weitgehend außerhalb der Behelfsheime, weshalb sie ihre Enge als nicht allzu problematisch empfanden. Blieben Behelfsheime und Siedlungen bestehen, wurden die Bewohner, wie auch andere kriegsbedingt Zugezogene, immer mehr Teil der jeweiligen Ortsgemeinschaften.

Während die Holzbehelfsheime spätestens in den 1960er Jahren wieder verschwanden, lässt sich bei den massiven Gebäuden eine stetige Verfestigung baulicher, wohnlicher und sozialer Strukturen feststellen, bei gleichzeitiger Anpassung an zeitgemäße Wohnstandards und Lebensentwürfe. Sie bedeutet eine stetige Schaffung neuer ‚wahrgenommener Räume‘ des Alltags, die bei verändertem Bedarf weiter abgewandelt werden. Wann, wie und in welchem Umfang das im Einzelfall geschah, war – mit Pierre Bourdieu ausgedrückt – abhängig vom Kapital der Bewohner. Innerhalb des Raums der Behelfsheim-Siedlung, in dem einst annähernd gleiche Ausgangsbedingungen herrschten, bildeten sich individuelle Orte als Ausdruck der sozialen, ökonomischen und kulturellen Positionen des jeweiligen Haushalts heraus.¹⁹ Folglich kam es nicht zu einer Verfestigung der Identität ‚Behelfsheim‘ oder ‚Behelfsheim-Siedlung‘, sondern zu einer Transformierung in moderne Eigenheime und Eigenheim-Siedlungen, die zugleich Symbole des Wohlstands²⁰ sind – und das so konsequent, dass der Ursprung der Gebäude bedeutungslos wurde oder sogar in Vergessenheit geriet. Sie unterschieden sich funktional und bisweilen auch optisch nach einigen Jahren nicht mehr von den Häusern in anderen Ortsrandsiedlungen, die ab der Währungsreform 1948 in wachsendem Umfang entstanden und das Bild des ländlichen Raums und der Stadtregionen prägten.²¹ Doch trotz dieser Transformationsprozesse blieb der Begriff ‚Behelfsheim‘ für Kleinst-Eigenheime erhalten und fand sogar Eingang in die Baufachliteratur – eine Facette des ‚gedachten Raums‘, die sich nach dem Ende des DWH verselbstständigte.

Die Behelfsheime sind daher letztlich nicht nur ein konzeptionelles Ergebnis von Siedlungs- und Eigenheimdiskursen des frühen 20. Jahrhunderts,

sondern schreiben diese in der weiteren Bau- und Wohnpraxis nach dem Zweiten Weltkrieg kontinuierlich mit fort. Man könnte sogar festhalten: Die eigentliche Ära der Behelfsheime als Alltags- / Wohn- / Lebensräume begann erst nach 1945. Sie bilden keineswegs eine singuläre, schnell wieder abgeschlossene Episode, sondern sind fester Bestandteil der modernen Baugeschichte – auch angesichts der Tatsache, dass sie in großer Stückzahl im Rahmen eines der ersten deutschlandweit durchgeführten, an alle sozialen Schichten gerichteten Bauprogramme entstanden sind.

Der Fokus auf die Wohnnutzung der Behelfsheime soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass selbige in ebenso vielen Fällen früher oder später aufgegeben wurden. Nachnutzungen der Behelfsheime als Gartenhäuser oder Abstellräume, seltener als Betriebsräume, waren üblich; andere stehen inzwischen leer oder wurden abgebrochen. In raren Ausnahmefällen kam es sogar nie zu einer Wohnnutzung – auch dies belegt anschaulich die Dynamik und Flexibilität, die dem Raum ‚Behelfsheim‘ von Anfang an und in jeder Hinsicht innewohnte.

Anmerkungen zu Kapitel 8

- 1 Vgl. DELITZ 2010, S. 23-24.
- 2 JANSON / TIGGES 2013, S. 179.
- 3 Vgl. LEFEBVRE 2006, S. 336-340.
- 4 Vgl. PRIGGE 1991, S. 105.
- 5 Vgl. LEFEBVRE 2006, S. 339.
- 6 Vgl. SCHMID 2010, S. 210-211.
- 7 Wie in Kapitel 5.2 dargelegt, sind die Zahlen der behördlichen Statistiken durchaus realistisch, aber dennoch weiterhin mit Vorsicht zu betrachten.
- 8 Bei Notunterkünften ist Lefebvres marxistisch konnotiertes Verständnis vom wahrgenommenem Raum als ‚erlittenem Raum‘ tatsächlich treffend; vgl. SCHMID 2010, S. 214.
- 9 Stellv. vgl. KASPAR 2011; SCHOPPMANN 2014c.
- 10 Jetzt im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren; vgl. KETTEMANN 2017.
- 11 Tatsächlich können die Behelfsheime, als Siedlung errichtet, als kleines, aber doch frühes Kapitel der Landschaftszersiedelung interpretiert werden; vgl. KASPAR 2011, S. 69.
- 12 Der Begriff wurde insbesondere für die hölzernen Pultdach-Behelfsheime aus der Fabrik gebraucht.
- 13 So geschehen in Köln, vgl. BÖCKEM 1993, S. 70.
- 14 Ein sehr anschauliches Beispiel bietet die bis in die 1960er Jahre hinein bestehende Behelfsheimsiedlung „Am Vierzehnheiligen“ in Fulda; vgl. SAGAN 2018b.
- 15 Vgl. JANSON / TIGGES 2013, S. 33; ANDRITZKY 1999, S. 619-620; FLAGGE 1999, S. 810. Gert Selle sieht in der Schaffung eines persönlichen, geschützten Raums die Grundfunktion des Wohnens überhaupt, deren Verlust gerade Ausgebombte, Flüchtlinge und Vertriebene besonders deutlich zu spüren bekamen; vgl. SELLE 2011, S. 23-24.
- 16 Vgl. LEFEBVRE 2006, S. 340.
- 17 Vgl. RODENBERG U. A. 2011, S. 142.
- 18 Bereits Hermann Bausinger, Markus Braun und Herbert Schwedt beobachteten dieses Phänomen in ihrer zeitgenössischen Studie zum Bau neuer Siedlungen und interpretierten es als Ausdruck des Individualismus und des Rückzugs ins Private der bürgerlichen Wohnkultur, wobei sich mit zunehmender Klarheit der Grenzziehung auch Streitigkeiten zwischen den Nachbarn häuften; vgl. BAUSINGER / BRAUN / SCHWEDT 1963, S. 193-194. Laut Gert Selle „feiert die Zaunkultur unübersehbare Triumphe der symbolischen Aussperrung Fremder und der Abgrenzung von den Nachbarn. Wehe, ein Unbekannter würde auch nur einen Fuß über das Mäuerchen oder den Zaun setzen!“ SELLE 2011, S. 20.
- 19 Vgl. BOURDIEU 1991, S. 26.
- 20 Vgl. HNILICA / TIMM 2014, S. 15. Den Übergang von Notzeit zu Wohlstand im generellen Konsumverhalten bringt Peter Reichel treffend auf den Punkt: „Die Verbraucherwünsche richteten sich nun nicht mehr länger auf Entbehrtes, sondern auf Begehrtes.“ REICHEL 2005, S. 47.
- 21 Anders als die Identität von Flüchtlings- bzw. Vertriebenensiedlungen, die noch für Jahrzehnte bestehen bleiben konnte; vgl. BAHL / PYKA 1995, S. 73-75; LÖHNING 2019, S. 100.